
ARMEE
Rundschau
Magazin des Soldaten
HEFT 5 • MAI 1967 • PREIS MDN 1,–

Taktische Übung des Eisenbahn-Ausbildungsregiments. Zwei Kompanien haben die Aufgabe, eine stillgelegte Industriebahn zum Verkehr herzurichten. Schienenbrüche sollen sich am Anfang und am Ende der Strecke befinden.

Jede Kompanie entsendet einen Zug Pioniere. Sie beginnen an den beiden Endpunkten. Hauptmann Stephan begleitet den Zug seiner Kompanie an den höher gelegenen Teil der Strecke, denn Zugführer und Gruppenführer sind Reservisten. ‚Vielleicht ist es gut, wenn ich dabei bin', denkt er. Der Schaden ist nicht allzu groß. So befiehlt er einer Gruppe, sich in Reserve zu halten, um später die andere ablösen zu können. Unterfeldwebel Paul gibt Pause und sieht sich nach einem Plätzchen für seine Genossen um. Das passende Plätzchen ist in diesem Falle ein Rottenkleinwagen – daß der allerdings an einer Stelle mit leichtem Gefälle steht, bemerken sie erst, als das Gefährt ins Rollen kommt. Belastet mit sechs Mann, erhöht es rasch seine Geschwindigkeit. Die „Fahrgäste" finden es sehr lustig; schließlich werden sie an der Kurve schon zum Halten kommen. Doch Pustekuchen – zwar scheint der Wagen beinahe stehenzubleiben, poltert aber dann ruckelnd weiter. Was vorher keiner wußte, sehen jetzt alle:

Es geht ziemlich steil abwärts ins Tal. Abspringen ist unmöglich. So sehr amüsant finden sie es nun nicht mehr. Aber es geht alles gut. Im Tal rollt der Wagen aus. Unterfeldwebel Paul will gerade fluchend abspringen, da entdeckt er den Regimentskommandeur. Jetzt ist alles aus, denkt er. Nur schnell weg. Aber er ist nicht zu Hause auf dem Bau. Also Meldung machen:

„Genosse Oberstleutnant, zweite Gruppe ... zweite Gruppe ..!" Er beginnt zu stottern.

„Nun, was ist mit der zweiten Gruppe, wollen Sie helfen kommen?"

„Ja, ja, zweite Gruppe zu Ihrer Unterstützung eingetroffen," stammelt er und wird rot.

„Na dann, an die Arbeit, die Genossen können es gebrauchen!"

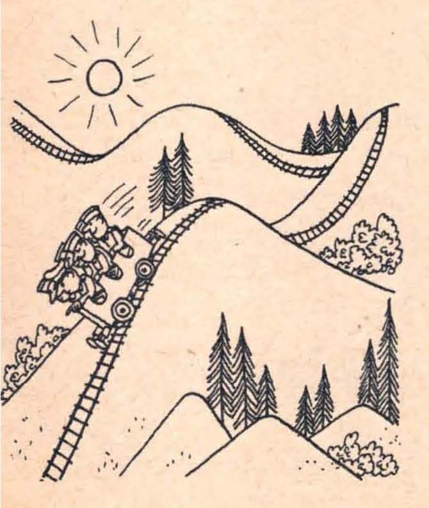
War es oben zu wenig an Arbeit für einen Zug, so ist es hier unten zu viel. Ganze Schienen müssen ausgewechselt werden. Die unfreiwilligen Helfer arbeiten wie besessen. Sie wollen nicht noch einmal auffallen, und vielleicht würde ihnen ihr Arbeitseifer strafmildernd angerechnet. Unterdessen trifft der Kommandeur oben bei Hauptmann Stephan ein. Der Kompaniechef hat den „Ausflug" seiner Leute beobachtet und ahnt Böses. Doch es kommt anders.

„Sehr ordentlich von Ihnen, Genosse Hauptmann, Ihre besten Leute dem dritten Zug zur Hilfe zu schicken. Die arbeiten da unten wie die Teufel. Ich frage mich nur, wie Sie das von hier oben sehen konnten, welche Schwierigkeiten es dort unten gibt."

Ein Funkspruch ruft den Regimentskommandeur zum Fahrzeug. Hauptmann Stephan ist froh, die Antwort schuldig bleiben zu dürfen.

Ernst Gebauer

Vignette: Parschau



ZWISCHEN WECKEN UND ZAPFENSTREICH



POSTSACK

Ein treuer Sohn seiner Klasse

Das Boot, auf dem ich meinen Dienst versehe, trägt den Namen „August Lüttgens". Ich bitte Euch, mir mitzuteilen, wer dieser Mann war.

Maat Köppen, Wolgast

Wir erinnern uns August Lüttgens als eines mutigen Kämpfers für die Sache der Arbeiterklasse. 1892 geboren, wurde er im ersten Weltkrieg als Matrose der kaiserlichen Marine wegen Antikriegspropaganda mehrmals bestraft. Der Oktober 1918 sah ihn als Teilnehmer am revolutionären Aufstand in Wilhelmshaven. Er wurde verhaftet und zu 12 Jahren Zuchthaus verurteilt. Es gelang ihm jedoch, zu entfliehen. In der folgenden Zeit bekleidete er leitende Funktionen in der Seeleutegewerkschaft sowie im Roten Frontkämpferbund in Hamburg-Altona. 1932 überfiel die SA (Sturmabteilung der Nazis) dieses Arbeiterviertel und verhaftete u. a. auch A. Lüttgens. Am 1. 8. 1933 enthaupteten ihn dann die Faschisten.

Bald ist es soweit

Ich bin achtzehn Jahre alt. Es wird nicht mehr lange dauern, bis auch ich eingezogen werde. Ihr Magazin hat dazu beigetragen, daß ich jetzt mit Freude zur Armee gehe.

Hans-Dieter Günther,
Eisenhüttenstadt

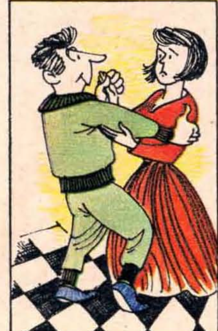
Gesellschaftliche Interessen gehen vor

Wenn ich zur Erfassung muß, kann ich mir dann aussuchen, wo ich dienen will? Harry Löwel, Oelsnitz

Nicht immer kann ein persönlicher Wunsch erfüllt werden. Die Einberufungen erfolgen nach den Erfordernissen der Landesverteidigung. Zu welcher Waffengattung Sie gelangen, entscheidet das zuständige Wehrkreiskommando.

„Moldau"-Erinnerungen

Großen Zuspruch fand in Cottbus ein militärpolitisches Forum. Oberst Dittmar vom Ministerium für Nationale Verteidigung sprach u. a. über seine





Erlebnisse beim Manöver „Moldau". Zu einem Höhepunkt der Veranstaltung wurde die Erstaufführung des Manöver-Dokumentarfilms „Seidenschirme über dem Böhmerwald".

Dieter Flieg, Cottbus

Für Klubbesuch ungeeignet

Wir haben jetzt neue Sportbekleidung, u. a. Trainingsanzüge, bekommen. Ist es gestattet, diese Sachen auch in der Freizeit zu tragen?

Soldat Kunisch, Eisenach

Diese Bekleidung darf nur zur Ausübung des Sports im Dienst und in der Freizeit benutzt werden.

Mal dies – mal jenes

Ich bin Münzsammler und suche alte deutsche Münzen. Biete zum Tausch AR-Jahrgänge 1964–66 und „Das Magazin" 1965–66.

Siegfried Schindler,
87 Löbau, Postfach 5037

Sammle Typenblätter von Pistolen aller Art (vor allem aus der AR). Wer kann mir helfen?

Lutz Clemens, 23 Stralsund,
An der Kupfermühle 10

Im Oktober 1966 eingeführt

Auf dem linken Unterärmel eines Offiziers sah ich neulich ein ovales Abzeichen mit einem Schild und zwei Schwertern. Was bedeutet das?

Bodo Krause, Jena

Das ist das neue Dienstlaufbahnabzeichen für den Militär-Justizdienst. Die auf dem Abzeichen dargestellten Symbole charakterisieren die Tätigkeit der Militärjustizorgane: Schutz der Kampfkraft und der Gefechtsbereitschaft der NVA vor verbrecherischen Angriffen (Schild) und die Bekämpfung (Schwerter) derartiger Angriffe.

Da staunt der Fachmann

Als mein Mann zu seinem Wehrdienst einberufen wurde, zeigte ich für die ganzen militärischen Probleme noch keinerlei Interesse. Doch nach dem ersten Urlaub meines Mannes wurde es anders. Er erzählte mir über das Leben in der Truppe, und auf einmal stellte ich fest, wie wenig ich doch eigentlich über unsere NVA wußte. Um endlich mit meiner Unwissenheit Schluß zu machen, kaufte ich mir regelmäßig die AR. Heute kann ich sagen, Euer Magazin hat mir viel ge-

holfen, alles besser verstehen zu lernen. Sogar mein Mann staunt über meine Kenntnisse.

Regine Wilsch, Hoyerswerda

Grips und Bizeps

Unsere Fallschirmjäger haben es mir angetan. Was muß man an geistigen und körperlichen Kräften besitzen, um bei dieser Truppe eingestellt zu werden? Stefan Jung, Crimmitschau

Sie müssen die 10. Klasse abgeschlossen und einen Facharbeiterbrief in der Tasche haben, mindestens 1,70 m groß und kerngesund sein, gute sportliche Fähigkeiten besitzen und sich als Soldat auf Zeit verpflichten. Weitere Auskünfte erteilt das zuständige Wehrkreiskommando.

Waffenbrüderschaft im Sport

Vor kurzem las ich etwas von SKDA-Meisterschaften. Ich kann mir darunter nichts vorstellen.

Evy Gottheiner, Zittau

SKDA ist die Abkürzung für „Sportkomitee der befreundeten Armeen". In ihm sind Armeen der sozialistischen Länder Europas und Asiens auf sportlichem Gebiet vereinigt. Das Komitee organisiert Spartakiaden (die erste war 1958 in Leipzig) sowie jährliche Meisterschaften der sozialistischen Armeen in den verschiedensten Sportdisziplinen.

Unzufrieden

Seit einigen Jahren lese ich die AR mit großem Interesse. Leider muß ich feststellen, daß sie in den letzten Monaten viel schlechter geworden ist. Es fehlen Fotos von militärischen Neuheiten aus aller Welt, von Mädchen und Reportagen aus anderen Armeen. Meiner Meinung nach sind in der AR zu viele Romane und Gedichte enthalten.

Gerhard Schumbelt, Senftenberg

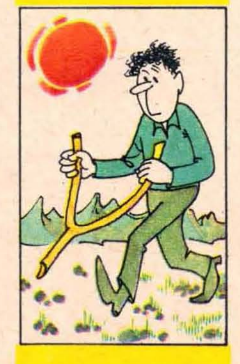
Keine eigene Waffengattung

Bei Ihrer Veröffentlichung der Dienstgradabzeichen der NVA vermisse ich die Waffenfarbe des Wachregiments Berlin. Da ich bald zu diesem Truppenteil einberufen werde, interessiert es mich, welche Waffenfarbe dort getragen wird.

Siegfried Siebeneiger, Hermsdorf

Diese Genossen gehören zu den Mot.-Schützen-Einheiten und tragen demnach die weiße Waffenfarbe.





Daran verzweifeln manchmal junge Soldaten

Was ist denn das, ein Päckchenbau?

Gisela Mayer, Berlin

Jeder Soldat ist verpflichtet, vor der Nachtruhe seine Unterwäsche ordentlich und einheitlich auf einem Schemel oder Stuhl zusammenzulegen. Diese mehr oder weniger kunstvoll viereckig gestalteten Gebilde werden in der Soldatensprache „Päckchen" genannt. Das Zusammenfügen der Kleidungsstücke ist dann eben der „Päckchenbau".

Typenblätter gesucht

Hans-Jürgen Deckert, 757 Forst, Berliner Straße 34 (Jahrgänge 1960–64); Lothar Noll, 1502 Potsdam, Ernst-Thälmann-Str. 152 B (1960–64); Wilhelm Geyer, 7034 Leipzig, E.- und J.-Rosenberg-Str. 49 (1962–65); R. Margraf, 425 Eisleben, Vordere Siebenhitze 37 (4/64); Wolfgang Schierz, 7034 Leipzig, Rosenbergstr. 47 (1960 bis 1961).

Gefürchtete Waffen

Was sind ballistische Raketen?

Klaus Busse, Schneeberg

Das sind alle Arten von Raketen, die auf ihren vorausberechneten Bahnen eine ballistische Kurve, ähnlich einem Geschoß, fliegen. (Ballistik ist die Lehre von den Bewegungsgesetzen des Geschosses.)

Schwere Brocken

Bei den sowjetischen T-34 und T-54 spricht man oft von mittleren Panzern. Mich würde interessieren, welches der Unterschied zwischen den mittleren und schweren Panzern ist.

Wolfgang Strauß, Münchenbernsdorf

Je nach Panzerung, Bewaffnung und Gewicht unterteilt man in leichte, mittlere und schwere Panzer. Die leichten Kampfwagen haben ein Gewicht bis zu 20 Megapond, die mittleren eins bis 40 Mp, während die schweren darüber gehen.

Suchet, so werdet ihr finden

Lange habe ich nach einer Zeitschrift gesucht, die viel Neues und Interessantes für mich bringt. Mit der AR habe ich das gefunden, wonach ich schon lange Ausschau hielt.

Peter Herse, Cordobang

Auf die Dienstzeit angestoßen

Das Reservistenkollektiv der „Deutschen Kamera- und ORWO-Film-Export GmbH" würdigte in einer Feierstunde den Tag der Nationalen Volksarmee. Unser Generaldirektor dankte allen Reservisten für ihre ökonomische und gesellschaftliche Arbeit. Höhepunkt der Zusammenkunft war die Verleihung der Reservistenabzeichen. Mit einem Glas Wein und vielen netten Anekdoten aus der Dienstzeit klang die Stunde aus.

Unterfeldwebel d. R. Deckert, Berlin



Befehl überflüssig

Muß jeder Soldat jeden Monat die „Armee-Rundschau" kaufen?

Rosemarie Kohnau, Meerane

Nein. Unseres Wissens wäre dazu auch kein Zwang notwendig.

„Exa" ging verloren

Am 4. Oktober 1966 habe ich meinen Fotoapparat „Exa Ia" im D-Zug von Karl-Marx-Stadt nach Berlin hängengelassen, als ich in Falkenberg ausstieg. Das Fundbüro der Deutschen Reichsbahn teilte mir jetzt mit, daß die Nachforschungen ergebnislos verliefen. Vielleicht können mir die zwei Genossen der NVA, die in Riesa zustiegen, weiterhelfen. Sie möchten sich doch bitte melden.

Wolfgang Aepler, Cottbus

Belohnte Pflichterfüllung

Unser Kollege im Hydrometallurgischen Werk Seelingstädt der SDAG Wismut, der Gefreite Werner Enders, versieht in der Grenzkompanie Baumann seinen Dienst. Er ist ein vorbildlicher Genosse, dessen Bild auch an der Bestentafel des Werkes hängt. Am 1. März nun fuhr eine Delegation zusammen mit Werners Mutter zur Grenzkompanie, um ihn besonders zu ehren. Genosse Enders wurde als Jungaktivist und mit einer Geldprämie ausgezeichnet. Es war eine gelungene Überraschung. Nochmals allen Angehörigen der Dienststelle unseren Dank für die schönen Stunden des Beisammenseins.

Hauptmann d. R. Heil, Seelingstädt

Frauenstolz über Männertaten

Ich möchte mich besonders für den im Februarheft erschienenen Artikel über die Offiziersschüler in Löbau bedanken. Ich bekam so eine genaue Übersicht über die Leistungen, die auch mein Mann bringen muß. Und ich weiß, er bringt sie sehr gut. Ich bin stolz auf ihn.

Monika Joachim, Eisenach

Springer mit Heldenmut

Von wem wurde der bisher höchste Fallschirmsprung durchgeführt?

Erich Hahn, Drehna

Den absoluten Rekord hält der sowjetische Flieger E. Andrejew, der am 1. November 1962 aus einer Höhe von 24 500 m absprang.

Sie haben es geschafft

Unsere Jugendbrigade (vorgestellt in der AR Heft 12/66), die ausschließlich aus jungen Reservisten der NVA besteht, hat ihren Jahresplan 1966 übererfüllt. Zum VII. Parteitag baten zwei Reservisten um Aufnahme als Kandidaten der SED. Den Erlös einer Sonderschicht zum Jahrestag der NVA übergaben wir dem Solidaritätsfonds für Vietnam. Am 4. März erhielten wir nun den Ehrennamen „Jugendbrigade Nationale Volksarmee" und die „Artur-Becker-Medaille".

VEB Kraftverkehr Karl-Marx-Stadt, Jugendbrigade 1031

Krank und vergessen?

Den 11. Jahrestag der Volksarmee verlebte ich mit zwei anderen Genossen der Grenzbrigade im Krankenrevier. Von einem Feiertag merkten wir nichts. Wir meinen, daß unsere Kommandeure uns ganz und gar vergessen haben, sonst hätte sich bestimmt einer zu einem Besuch verpflichtet gefühlt.

Stabsmatrose Plachetta, Kap Arkona

Vignetten: Klaus Arndt



Na, dann gute Nacht!

Bald werde ich zur NVA einberufen. Nun habe ich das Pech, daß ich besonders stark schnarche. Bekomme ich in einem solchen Fall eine Einzelunterkunft?

Utz Schröder, Brandenburg

Anspruch auf ein Einzelzimmer haben Sie nicht. Gewiß lassen sich aber Möglichkeiten finden, die Ihnen anderweitig entgegenkommen.



Gefreiter Horst fragt: Der VII. Parteitag brachte eine ungeheure Fülle interessanter und wichtiger Darlegungen. Welchen Gedanken würden Sie mir daraus als den wichtigsten bezeichnen?

Oberst Richter antwortet

Sie verlangen wenig von mir – nur einen Gedanken – und verlangen damit zu viel. Die Dokumente des Parteitages enthalten nicht nur einen „wichtigsten" Gedanken, und ich glaube aus Ihrer Frage entnehmen zu können, daß Sie sich von der „ungeheuren Fülle an interessanten und wichtigen Darlegungen" erdrückt fühlen. Was soll ich Ihnen an dieser Stelle anderes sagen als dieses: Die Perspektiven der Vollendung des Sozialismus sind klar. Der Aufbau einer modernen sozialistischen Gesellschaft aber offenbart sich, so klar erkennbar ihre einzelnen Marksteine auch sein mögen, als eine Sache der Wissenschaft. Und die Meisterung der Wissenschaft ist – das lehrte uns schon Karl Marx – alles andere als eine ebene, asphaltierte Straße. So lassen Sie mich einen Gedanken hervorheben, den ich zu den wichtigsten zähle. Walter Ulbricht sagte am Schluß seines Referats: „Wir müssen uns darüber klar sein, daß unser sozialistisches Leben so gut sein wird – und nur so gut sein kann – wie wir es selbst zu gestalten vermögen."

Das gilt im großen für die Entwicklung der Wissenschaft als Produktivkraft, das gilt „im kleinen" für Lohn- und Rentenerhöhungen, und das gilt im speziellen auch für unsere Armee.

Für uns heißt es: „Das friedliche Leben des Volkes und seine sozialistischen Errungenschaften, seine Sicherheit und seine Souveränität sind zuverlässig zu schützen." Diese Aufgabe ist so alt wie die Armee. Und dennoch muß man zwei Gedanken hinzufügen: Einerseits hat sich gezeigt, daß der Imperialismus überall dort, wo ihm die geschlossene Front der sozialistischen Staaten gegenübersteht, vor einer Aggression zurückschreckt. Andererseits haben sie sich nur eine „flexible" neue Taktik zugelegt, und auch die Bonner Regierung will sich alle Möglichkeiten für künftige, auch bewaffnete, Einwirkungen offenhalten.

Was sich daraus für jeden einzelnen von uns ergibt, werden Sie hoffentlich schon auf der FDJ-Versammlung besprochen haben. Sie sollten hierbei auch an Goethes Spruch denken: „Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben, der täglich sie erobern muß".

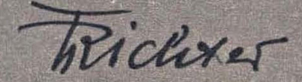
Vergleichen Sie einmal dieses Goethe-Zitat mit obigem Zitat aus dem Referat Walter Ulbrichts! Es sagt im Kern das gleiche – mit einem „kleinen" Unterschied: Goethe bezieht sich auf den Einzelnen. Doch der Einzelne ist nicht am mächtigsten allein. Deshalb heißt es bei Walter Ulbricht: „Im Mittelpunkt unserer Aufmerksamkeit muß die Entwicklung der sozialistischen Menschengemeinschaft stehen." Das heißt nichts anderes, als daß in der Armee im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit die Entwicklung der sozialistischen Kampfgemeinschaft stehen muß.

Ich erinnere mich in diesem Zusammenhang an die Unterhaltung mit einem Soldaten. Befragt, was er darunter verstünde, antwortete er: „Der Vorgesetzte muß in dem Soldaten den Menschen sehen, er muß ihn verstehen . . ."

Hier sagte der Genosse allerdings nur die halbe Wahrheit, und auch die noch zu allgemein. Die andere Hälfte der Wahrheit, das sind die unumstößlichen Pflichten des Soldaten. Zum Beispiel seine Disziplin. Beide, Offizier und Soldat, müssen sich über das Allgemein-Menschliche hinaus als sozialistische Kampfgefährten achten. Das macht den Klasseninhalt erteilter Befehle aus.

Befehle der Vorgesetzten – das ist die Vollstreckung des Willens des Volkes und dient damit den Interessen der Gesellschaft wie denen jedes einzelnen Armeeangehörigen.

Ihr Oberst





ALEXANDER NEWEROW



Seine Zukunft hatte er sich so vorgestellt: Er, Terechin, lebt zunächst bei seinem Vater und tut, was der Vater will. Dann geht er vom Vater fort und führt sein eigenes Leben. Er bekommt ein Pferd mit und vielleicht noch ein paar Schafe. Wenn kein Pferd, dann eine Kuh. Sie siedeln näher zum Dorfrand auf freies Ödland um, und er, der junge Bauer, legt sich tüchtig ins Zeug: Kopeke um Kopeke spart er, steht früh auf und geht spät schlafen. Nach rund zwanzig Jahren ist er dann alt geworden, es geht mit ihm bergab, und er läßt sich von seinen Söhnen ablösen. Hat er vergeblich geschuftet, dann ist das eben Schicksal.

Schon als Terechin noch klein war, sah er, daß sein Vater und er ein recht böses Schicksal erwischt hatten — nicht so eines wie Stepan Syszow. Stepans Schicksal war von ganz anderer Art. Es hatte Mitleid mit ihm gehabt, hatte ihm ein Haus mit fünf Wänden[1] und einem Blechdach gebaut und hatte ihm den Hof mit Pferden, Kühen, Schafen und Schweinen gefüllt.

Im Dorf hieß es: „Stepan ist ein Glückspilz — ihm gelingt alles."

Die Terechins — der Vater wie der Sohn — hatten kein Glück. Ihre Kate war klein, eng und schmutzig. Nicht drehen und wenden konnte man sich darin, und sie lebten wie Kälber, die man mit einem Strick um den Hals angebunden hat. Niemals kamen sie aus den Bastschuhen heraus. Und essen und trinken konnten sie nicht, was sie wollten, sondern was das Schicksal ihnen bescherte. Das aber war recht erbärmlich. Ewig fluchte der Vater, war wütend, spuckte aus, holte gegen seine Kinder zum Schlag aus.

Wenn der Vater sein Leben wie eine Stute betrachtete, die auf den Markt gebracht wird, dachte er:

Wie kommt das bloß? Ich hab' ein Paar gesunde, fleißige Arme. Arbeite werk- und feiertags. Bin kein Säufer und kein Kartenspieler. Aber leben tu' ich wie ein streunender Hund. Woran liegt das bloß?

Er meinte, er sei nicht gerissen genug, um reich zu werden, nicht findig genug, und um dem abzuhelfen, machte er hin und wieder lange Finger. Mal pflügte er eine Furche mehr, schon auf fremdem Grund und Boden, mal ließ er sein Pferd absichtlich in einen fremden Haferschlag, mal eignete er sich ein Ende Leine an, mal steckte er heimlich einen Nagel ein, der ihm unter die Finger geriet. Viel ließ er sich dieser Gerissenheit wegen zuschulden kommen, viel Ärger gab es deshalb, aber es brachte nichts ein.

Es gab Krieg mit Deutschland. Das Schicksal versammelte die Bauern, stellte sie auf wie Hammel, die geschlachtet werden sollen und sagte: „Geht!"

Sie wollten nicht gehen, jammerten, sträubten sich — und gingen doch. Und als die Am-Leben-Gebliebenen heimkehrten, mit leer herabbaumelndem Ärmel statt des verlorenen Armes oder mit kurzem Beinstumpf, da entrüsteten sie sich über das Schicksal, beklagten sich, doch

[1] zwei Räume

ihm ins Gesicht zu spucken traute sich niemand. Die Revolution brach aus.
Das war kein Schicksal, geboren aus Unwissenheit, sondern zorniger Volkswille.
Der alte Terechin wurde unvermerkt jünger, ging aufrechter, trug den Kopf höher, blickte mit frohen, glänzenden Augen um sich. Die Sonne hatte sich verändert, und die alten, vertrauten Felder und Wälder waren weiter und größer geworden.
Auch der junge Terechin freute sich. Nun war die Freiheit angebrochen, und er war heil und unversehrt aus dem Krieg zurückgekehrt, hatte seine gesunden Arme und Beine behalten.
Ich pfeif' auf die anderen, dachte er. Hauptsache mir geht's gut. Wird die Ernte gut, laß ich mir mein Erbteil geben und mache mich selbständig. Er war habgierig.
Zweiundzwanzig Jahre seines Lebens hatte er gehungert, nun wollte er Stepan Syszow einholen. Die Freiheit betrachtete er als eine melkende Kuh; nach allen vier Zitzen streckte er die Hände aus, wollte die ganze Milch in seinen Topf melken.
Aus dem Zarenkrieg war Terechin gesund heimgekehrt, nun steckte ihn die Revolution in die Rote Armee. Da dachte er anders. Er grübelte und grübelte und fing an sich zu grämen. Wenn er sich schlafen legte, hatte er den Krieg vor Augen: Kälte, Wind, öde Felder. Gewehre knallen, Geschütze krachen, halb erfrorene, blutbespritzte Menschen fallen, kriechen, wälzen sich im Schnee . . .
Mit offenen Augen starrte Terechin finster in die Nacht.
„Ich geh' nicht! Wozu der Krieg? Kommt man nicht auch ohne ihn aus?"
Ob Terechin in Ruhestellung lag, ob er auf Steppenpfaden durch den tiefen Schnee stapfte, ob er selber mit fremden, ihm nur widerwillig gehorchenden Händen schoß oder auf die Schüsse der anderen horchte, die auf ihn zustürmten — immer dachte er: Sobald sich eine Gelegenheit bietet, hau' ich ab!
In seinem Herzen nährte er den Gedanken an Treubruch. Aus Furcht, sich zu verraten, sprach er so gut wie gar nicht. Hörte immer nur zu und biß stumm die Zähne zusammen.
Fragten ihn die Genossen: „Was ist los mit dir? Tust, als hättest du das Maul voll Wasser", antwortete er: „Ich gefall' mir so, wie ich bin."
Kämpfe fanden statt. Terechin hatte das Gefühl, als marschiere er nicht auf festem Boden, sondern auf einem gespannten dünnen Seil, das jeden Augenblick reißen konnte. Dann würden die Beine zitternd unter ihm wegrutschen, würde er mit dem Kopf hinschlagen. Die Männer, die neben ihm gingen, kamen ihm unbegreiflich vor. Ihre Scherze und Späße, ihr furchtloses Vorwärtsstürmen, ohne zu überlegen und zu bedauern, das war etwas, was er einfach nicht begreifen konnte. Zu gern hätte er gewußt, warum das so war. Er marschierte mit gesenktem Kopf, sie aber lachten unterhielten sich über Tabak, Pferde und Mädchen. Er verbirgt sich, bleibt zurück, sucht mit abwesendem Blick nach einem Erdhügel oder einer verschneiten Senke, um dort vor dem Tod Schutz zu finden, sie aber verstecken und verkriechen sich nicht, sondern gehen vor. Sie fallen — und dennoch gehen sie vor. Wollen sie denn nicht gern am Leben bleiben? Haben sie denn nicht Vater und Mutter, Frau und Kinder?
Das begriff Terechin nicht. Und weil er die innere Kraft nicht begriff, die da Kälte, Schwermut und Leiden besiegte, trug er die schwere Bürde von Zweifeln, Selbstmitleid und Erschöpfung. Er dachte schon nicht mehr an Flucht, da er nicht wußte, wohin er fliehen sollte, marschierte als Todgeweihter und schon halb Toter, nahm in Gedanken von den Seinen Abschied. Manchmal weinte er verstohlen, mit geschlossenen Augen. Ein einziger Gedanke quälte ihn: Wann und wo würde er, das Gewehr loslassend, fallen?
Wenn Terechin sich vorstellte, wie er tot daliegen würde, glitzerten seine trüben Augen, und er sagte: „Leben ade! Mit uns ist es aus, unsere Zeit ist abgelaufen."
Doch wie auf der flachen Hand stand ihm ein schönes Leben vor Augen.
Ein Haus mit fünf Wänden und einem Blechdach schwebte ihm vor, so eines wie Stepan Syszow hatte. Pferde, Kühe, Schafe und Schweine zogen an seinem inneren Auge vorüber, fünf Deßjatinen Sommergetreide und fünf Deßjatinen Roggen. Ein warmer Ofen, ein Weib an seiner Seite, dampfende, fette Kohlsuppe . . .
„Ach, du erlebst es ja doch nicht!"
Terechin sah, wie die Nichteingezogenen das schöne, satte Leben unter sich aufteilten ohne an ihn zu denken, und er kochte vor Wut. In Gedanken spie er ihnen ins Gesicht, ging mit den Fäusten auf sie los und warf ihnen mit zusammengebissenen Zähnen unflätige Flüche an den Kopf.
„Ihr wasserköpfigen Schweinehunde! Auf fremde Kosten wollt ihr euch gesund stoßen? Wartet nur, ich werd's euch schon zeigen, wenn ich erst nach Hause komme!"
Jakow Moskowski aus Terechins Kompanie war gefallen. Er war genau so alt wie Terechin, aber etwas größer und in den Schultern etwas breiter. Heiter, unbekümmert und furchtlos ging er den schweren Weg, als suche er absichtlich den Tod. Vor, hinter und neben ihm fielen sie, von den pfeifenden kleinen Kugeln durchbohrt, doch Jakow blieb unversehrt. Oft war er der einzige in dem zusammengeschmolzenen Häuflein kleinmütiger, verzagter Rotarmisten mit angsterfüllten Gesichtern, der nicht schwankte, sondern den Unzufriedenen und Murrenden neuen Mut einflößte. In den Feuergefechten, den erbitterten Nahkämpfen mit dem Bajonett und dem Mündungsfeuer der in Stellung gebrachten Geschütze, die durch die am Wege liegenden kleinen Dörfer spieen, sah Jakow nicht den Willen Einzelner, sondern eine unausweichliche Gesetzmäßigkeit. Und er, der dieser Gesetzmäßigkeit unterworfen war, wußte, daß der Kampf für die Gleichberechtigung nicht wenig Blut kostete. Jakow wußte, daß die Menschheit, die in eine Sackgasse geraten war, noch so man-



Illustration: Gerhard Rappus

ches große Opfer würde bringen müssen, damit das Leben auf Erden endlich kein Fluch mehr für die Armen und Entrechteten war. Er, ein kleiner Tropfen nur im empörten Meer, kämpfte nicht für ein Haus mit fünf Wänden und einem Blechdach, nicht für eigene Pferde und Kühe, sondern für die große Gerechtigkeit, die ihn den dornigen Weg vorbei an angsterfüllten Dörfern führte, die aus den Schneewehen hervorlugten. Das Haus, das Jakow vorschwebte, war lichter und größer, war das ganze befreite Leben, begonnen und errichtet von den Händen der Werktätigen. Er grämte sich nicht darum, weil er vielleicht nicht mehr in das neue Haus mit hineinkommen würde. Er freute sich vielmehr, daß diejenigen hineingelangen würden, die jetzt noch vor verschlossenen Türen standen. Das Bewußtsein, daß er Leiden und Sterben nicht um seiner selbst willen auf sich nahm, sondern für andere, die vielleicht nicht einmal an ihn dachten, gab ihm Kraft, machte ihn mutig und für alles geeignet.

Oft blickte Terechin heimlich, über jemandes Kopf oder Schulter hinweg, auf Jakow, und jedes Wort, das dieser sagte, prägte er sich sorgsam ein. Manchmal tat es ihm um den heiteren und ruhigen Jakow leid, wenn er sich nachts zu gefährlichen, waghalsigen Unternehmungen aufmachte. Am liebsten wäre er auf ihn zugetreten und hätte gesagt: „Geh nicht, sie töten dich!“

Doch er brachte den Mut nicht auf. Während er dalag und ruhte, schlich er in Gedanken lange hinter Jakow her. Er kletterte dann in Schluchten hinab, kroch auf Hügel hinauf, die der abnehmende Mond beschien, glitt bäuchlings durch den leise knisternden Schneeharsch, zuckte zusammen, krümmte sich, lauschte hellhörig auf jedes Rascheln. Wenn Jakow dann von der Erkundung zurückkehrte, ruhig wie immer und mit frostgeröteten Wangen, fühlte Terechin, daß jener Gewalt über ihn gewonnen hatte, daß er ihn magisch anzog. Wie im Scherz fragte er: „Ist es schlimm dort?“ Sah Jakow, daß Terechin niedergedrückt war, sagte er: „Wenn nicht jetzt, dann begreifen wir es später: Wir können kein neues Leben aufbauen, wenn jeder für sich allein ist. Entweder wir überholen, oder wir bleiben zurück. Du mußt anders an die Sache herangehen.“ Für Terechin, der zweiundzwanzig Jahre in der Steppeneinsamkeit gelebt hatte, waren Jakows Worte nicht leicht zu verdauen. Wenn Terechin ein Bild von dem künftigen Herrensitz entwarf, auf dem er sich nach dem Krieg niederlassen wollte, schüttelte Jakow den Kopf.

„Das ist Unsinn, was du dir da ausdenkst, Bruder. So glücklich wirst du niemals werden. Du wirst ständig auf den Beinen sein, dich abhetzen, den Hals nie voll genug kriegen, dich mit den Nachbarn, der Frau und den Kindern herumzanken. Wirst dich an den Pferdeschwanz klammern und dich bis ans Grab daran festhalten.“

Zum letzten Mal ging Jakow in einer dunklen Schneesturmnacht auf Erkundung und kehrte nicht mehr zurück. Terechin wartete mehrere

Tage. Er glaubte, das könne nicht sein, und Jakow müsse zurückkehren, werde plötzlich zur Tür hereinkommen und sagen: „Da bin ich wieder! Alles heil und gesund?“
Doch Jakow kam nicht zurück. Auf den Morgen folgte der Mittag, auf den Mittag der Abend. Eine lange, nicht enden wollende Nacht brach an. Draußen waren Schritte zu hören, knackte der Frost, wenn er mit dem Kopf gegen die dünnen Wände der Hütte stieß, in der sie in Ruhe lagen. Die Unrast in seinem Innern wuchs. Jakow lebte nicht mehr, und es war, als hätte man ihm ein Stück gesundes Fleisch herausgeschnitten, als hätte man ihm einen Messerstich versetzt. Die Gedanken kamen ihm in den Sinn, die er von Jakow empfangen hatte.
Das Leben bot Terechin bald die eine, bald die andere Seite dar. Auf der einen standen die Pferde und das Haus mit den fünf Wänden und dem Blechdach. Auf der anderen Seite aber war Stepan Syszow mit dem gekämmten weichen Bart, zwinkerte munter mit den blauen Augen und bewegte sich ganz sacht, doch unaufhaltsam auf Terechins Sommergetreide zu, bedrängte ihn, drückte ihn nieder und schob ihn beiseite. Wenn Terechin die Augen öffnete, sah er um sich herum schlafende und schnarchende Tschuwaschen mit nackten Fersen und junge Tataren mit behaarten Rundköpfen. Sah er Sättel, Teekessel und Beutel in der Ecke auf einen Haufen gelegt, Fußlappen und Strümpfe aufgehängt – und Groll erfüllte sein Herz. Er stellte sich das schlafende Dorf vor, wie es auf dem Fußboden, auf Ziegeln, auf Betten lag – und er ärgerte sich, vielleicht über sich selbst, vielleicht aber auch über diese Tschuwaschen und Tataren, die da im Schlaf weinten und murmelten, oder über die Männer, die im Dorf zurückgeblieben waren. Es wuchs seine Unzufriedenheit mit dem Leben, das er zweiundzwanzig Jahre lang verplempert hatte. Wenn nun dieses Hundeleben von früher von neuem beginnen würde? Wenn ihn Schlauere in den Hintergrund drängten, beiseite schoben, übervorteilten? Da funkelten Terechins sanfte Augen, da schrie sein gequältes Herz:
„Nein, das darf nicht sein!“
Nicht mehr Stepan Syszow mit dem gekämmten weichen Bart sah er vor sich, nicht mehr den Einzelmenschen, den er von Kindheit an kannte, sondern hundert, ja ein ganzes Tausend solcher Stepans, die ihre langen, unersättlichen Arme ausstreckten. Früher oder später, einmal würden sie doch sein Haus mit den fünf Wänden, das er sich in Gedanken baute, und das neue, noch nicht gefestigte Leben, für das Jakow gefallen war, mit ihren Schnäbeln zerhacken.
Die Gedanken, die Jakow gesät hatte, ließen ihn nicht schlafen, und in manchen Augenblikken trat Jakow selbst zu ihm.
Du denkst nach? Das ist gut so. Du mußt noch über vieles nachdenken. Unfertig bist du, noch nicht geformt. Die Unwissenheit hat euch in ihren Fängen und die Habgier.
Wenn Terechin die Vergangenheit untersuchte, bemerkte er diese Unwissenheit bei sich selbst ebenso wie bei seinem Vater, der rostige Nägel gestohlen hatte. Alle waren sie gebrochen, eingeschüchtert und neidisch. Jeder trachtete danach, die anderen zu betrügen, sich allein zu mästen. Nur Jakow war nie auf den eigenen Vorteil bedacht gewesen und hatte bei seinem Tode nichts als einige dünne Broschüren in einem verschlossenen Koffer und ein ruhiges, gutes Lächeln hinterlassen. Je länger Terechin überlegte, desto mehr verließ ihn das bange Gefühl, das seine Beine einknicken ließ.
Seine zweiundzwanzig Jahre standen ihm vor Augen, seine Armut und seine elende Jagd nach einem guten Leben, und er begriff: Wenn er weiter wie bisher für sich allein diesem Leben nachjagte, würde er es nie erreichen. Er begriff auch das, was Jakow nicht gesagt hatte, was sich ihm jedoch von selbst aufdrängte und offenbarte. Und das war eine große, schwerwiegende Wahrheit: Ebenso wie Jakow mußte auch er sein Leben für die anderen opfern, nicht für sich allein, nicht für seine fünf Wände, sondern für ein lichtes, geräumiges Haus für alle; für diese Tschuwaschen und Tataren, sofern sie die Kämpfe lebend überstanden, und für alle jene, die im Dorf geblieben waren, die er kannte und auch nicht kannte, die ihm jedoch auf dem nicht zu Ende gegangenen, früh abgebrochenen Weg folgen würden.
Das Bewußtsein, daß es so und nicht anders sein würde, erfüllte Terechins Herz mit tiefem Kummer. Bitter und schmerzlich war es, daß immerhin er sterben sollte und nicht die anderen. Er hatte doch noch gar nicht richtig gelebt und wollte so gerne noch leben. Leid war es ihm auch um die eiskalten Nächte, wenn der Schnee unter den Füßen knirschte, und um die vom Schneesturm verhüllten Felder mit den spärlichen Markierungspfählen der schmalen Wege.
Doch in solchen Augenblicken trat Jakow zu ihm, der für die anderen gefallen war, und half ihm mit seinem ruhigen Lächeln: Anders geht es nicht, Genosse, begreif doch!
Ins Ohr aber flüsterte ihm eine andere, bekannte, Furcht einflößende Stimme: Gegen wen ziehst du zu Felde? Bedenke: Du ziehst gegen deine Brüder!
Terechin schüttelte trotzig den Kopf. Nicht die Bauern sah er, die unwissenden, blinden und willfährigen, die gegen ihn eingesetzt wurden, sondern andere Gesichter, andere Augen, die hinter den Bauernrücken hervorspähten. Die Gegner sah er, die er früher nicht gesehen hatte. Durch Bauernhände hatten sie den selbstlosen Jakow getötet. Und sie waren es auch, die seinen Vater und ihn gezwungen hatten in der elenden Hütte zu wohnen. Sie hatten seinen Vater dazu gebracht, zu stehlen und wie ein Tier mit den Zähnen zu knirschen.
Die Nacht war dunkel. Ein Schneesturm kam auf. Außerhalb des Dorfes, in der Steppe wirbelte es trichterförmig empor. Der Schnee wehte in Ohren und Augen, schmolz und gefror wieder auf den Lippen. Das Gewehr fest umklammert, ging Terechin und sagte in Gedanken zu Jakow, der ihn mit seinem ruhigen Lächeln ermutigte: Ich gehe! *(1919)*

Aus dem Russischen von Dieter Pommerenke

Schon hier fiebern wir um das Ergebnis. Wer aber gibt das zu? Der Kommandeur wünscht viel Erfolg.



Wenn ich jetzt einen Bericht gebe über die zurückliegenden letzten viermal 24 Stunden, so bin ich sicher, einige, die mit dabei waren, werden fragen, warum ich dieses vergessen und jenes unerwähnt gelassen habe. Wir nahmen zwar nur an einer taktischen Übung mit Gefechtsschießen teil, doch war es ein erlebnisreicher Abschnitt unserer Ausbildung.

Zum Erlebnis kam die Nervenprobe. Jeder in der Besatzung wußte, daß wir in den vier Tagen über unseren Platz im Wettbewerb zu entscheiden hatten. Nach monatelangem Dienst würden wir selbst ein Urteil über uns fällen und die Zahl der Bestenabzeichen für unsere Besatzung festlegen: Reinhard am Lenkknüppel, Fred an der Kanone, Walter als Ladeschütze und ich als Kommandant.

Wir sind ein recht ausgeglichenes Kollektiv. Mit Reinhard saß ich auf einer Bank im Unteroffizierslehrgang. Wir kennen uns seit gut einem Jahr. Das macht viel aus. Fred kam als einziger aus der alten Besatzung; 25 Jahre, Spitzendreher, Parteimitglied, verheiratet; ein Mann, der

NOTIERT VON LEUTNANT WOLFHARD SCHMIDT
FOTOGRAFIERT VON UNTERLEUTNANT D. R. EBERHARD KLÖPPEL





Wird sie auch treffen? Die Schußzahl ist begrenzt. Sie muß! Es hängt von uns allen ab.

Bild rechts: Wir tauchen ins Wasser. Der Fluß dürfte nicht viel tiefer werden. Reinhard sieht kaum etwas.

Wo ist der Entfaltungsabschnitt? Lieber nochmal fragen. Auf dem Marsch ist es zu spät.

auch in schwierigen Situationen die Ruhe behält. Unser Jüngster ist Walter, der Friseur. Durch ihn haben wir den korrektesten Haarschnitt aller Besatzungen. Seine größte Schwäche sind die Mädchen. Fred meint, das lege sich. Übrigens habe er, Fred, bei dem Jungen gute Ansätze für einen Richtschützen entdeckt.

Das ist meine Besatzung.

Der Alarm war Routinesache. Wir fuhren zuerst per Bahn und standen nach 26 Stunden im Sammelraum. Es gab für uns eigentlich nur zwei Unbekannte: das Wasserhindernis und – wie konnte es anders sein – das Schießen.

Von dem Wasserhindernis erfuhr ich erst, als mich der Zugführer einwies. Ein mittlerer Fluß war zu furten. Ich dachte sofort an Reinhard. Er fuhr den Panzer erst ein halbes Jahr.

„Was ist zu tun?“ fragte er und antwortete selbst: „Luken dicht und durch!“

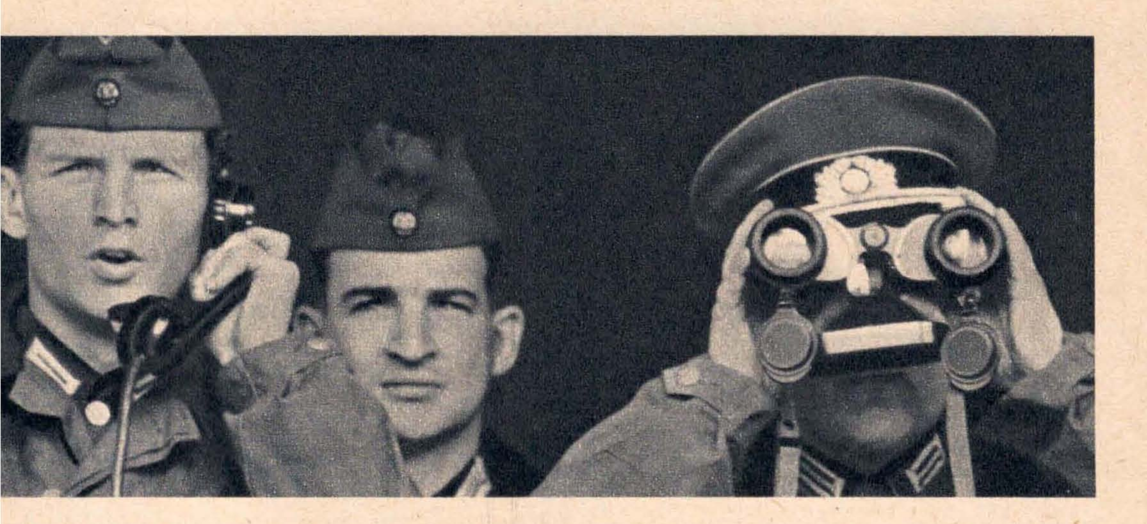
Im Prinzip stimmte das, nur, so forsch wollte ich es nicht wissen . . .

Der Zugführer unterbrach unser Gespräch. Er rief die Panzerfahrer zusammen.

Wir drei begannen den „Dicken“ für die Wasserfahrt herzurichten. Wir verzurrten die Zusatzbehälter für den Treibstoff und legten die stählernen Abschlepptrossen am Bug zurecht.

Reinhard kam zurück. Er nickte und stieg in seine Luke. Dann steckte er den Kopf heraus. Sein Blick verweilte zuerst bei denen, die ihre Fahrzeuge vorbereiteten, wanderte zum Fluß, kehrte zurück und verhielt schließlich bei den Panzern, die bereits furteten. Er schätzte seine Chancen ab. ▶





Ich ahnte, was man ihm gesagt hatte: Langsam fahren, ruhig und mit gleichbleibender Tourenzahl eintauchen, sie im Wasser beibehalten, auch wenn das Wasser über die Sehschlitze steigt und die Sicht nimmt; ruhig bleiben wie immer, auf den Kommandanten hören; wenn die Ketten an die jenseitige Uferböschung greifen, dann Gas geben und zügig den Hang angehen.

Ich konnte in Reinhards Gesicht lesen wie in einem Buch. Schließlich bemerkte er meinen Blick und drehte den Kopf zu mir.

„Fertig!" sagte ich lächelnd.

„Mensch, ich habe ganz feuchte Hände", gab er mir zur Antwort.

„Tauch' unter!"

„Luken schließen!" hörte ich den Zugführer rufen. Auch ich verschwand. Wir nahmen Funkverbindung auf.

„Vorwärts!"

Wir rollten den sanften Hügel hinunter, der Bug unseres T 54 tauchte ins Wasser. Wellen kräuselten sich. Im Kampfraum herrschte eine eigenartige Atmosphäre. Der Lärm des Motors schlug plötzlich um und wurde dumpfer. Mir schien, als ob jeder zu ergründen suchte, was unter und neben uns vor sich ging. Der Fluß hielt sich in Höhe der Kanone. Ich beobachtete durch den Winkelspiegel das Ufer und die Wasseroberfläche. Reinhard an seinem Lenkknüppel sah nichts. Vor dem dicken Glas seines Sehschlitzes stand trübes, grünliches Licht. Von dem gleichmäßigen monotonen Lärm des Motors ging etwas beruhigendes aus. Ich merkte, Reinhard meisterte sich selbst.

Drei oder vier Minuten später formierte sich unser Zug am anderen Ufer. Reinhard perlte Schweiß von der Stirn.

„Angst gehabt?"

„Ungewohnt war's."

Die erste Unbekannte hatten wir gefunden. Weiter ging's, dem Schießplatz zu. In der Nacht fiel Regen, doch die Wolken waren rechtzeitig weitergezogen. So schien an diesem frühen Morgen ringsum alles wie frisch gewaschen. Die Sicht war glasklar und der sandige Boden so feucht, daß wir ohne Staubfahnen darüber hinwegrollen konnten. Die Lufttemperatur lag bei 14 Grad, für uns, die wir in Kombis staken, gerade richtig.

Bei Sonnenaufgang brach der erste Schuß.

Der Kompaniechef stand an der Abgangslinie. Wenn er das Glas nach einem Rennen absetzte, hatten ihm die Gummistutzen rote Ränder um die Augen gedrückt.

Wir sollten zwei Aufgaben schießen. Die erste war leicht, will sagen leichter als die zweite. Drei Kanonenziele konnten nacheinander aus dem Halt, dem kurzen Halt und aus der Bewegung bekämpft werden. Beim zweiten Schießen mußten wir die Ziele während der Fahrt ausmachen, im Zielfernrohr behalten und mit kurzen Feuerstößen aus dem MG bekämpfen.

Mit 12 km/h Geschwindigkeit näherten wir uns der ersten Scheibe, einem Panzer, auf etwa 1000 Meter. Fred traf sie sofort. Den anderen beiden Scheiben erging es ebenso. Bei der zweiten Aufgabe war es schwieriger. Während der Fahrt Ziele ausmachen und bekämpfen, das



◀ Der Kommandeur drückt sich mit dem Glas rote Ränder um die Augen. Er fiebert mit uns.

Bild unten: Kurzer Halt, fein nachrichten, Feuer, dann gleich weiter! Unser Zusammenspiel beim Schießen klappt prima.

Unsere ganze Besatzung zieht an einem Strang. Und das nicht nur beim Reinigen der Kanone. ▶



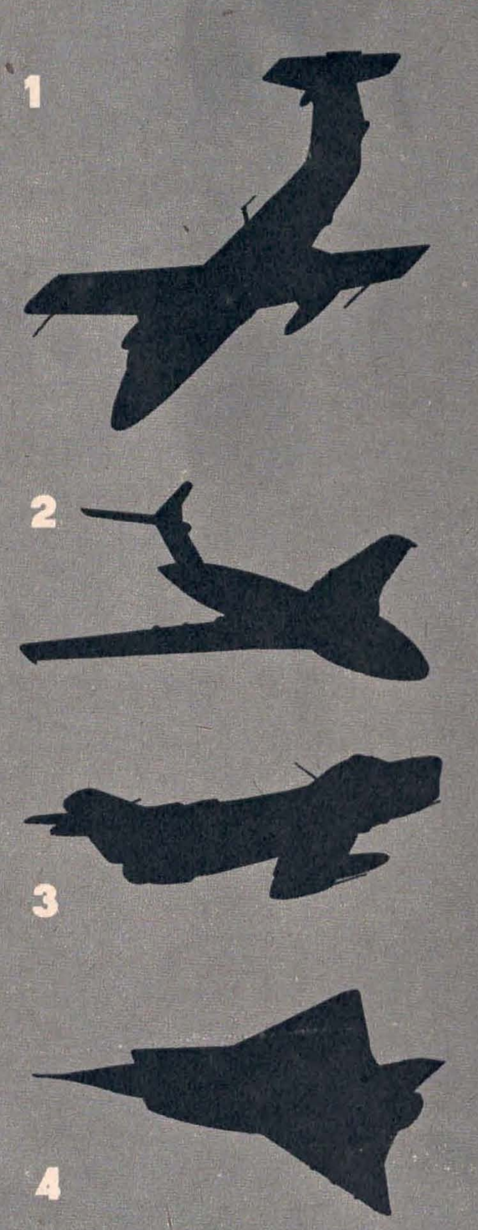
will gelernt sein. Aber Walter, unser Jüngster, schickte seine MG-Garben auf Anhieb ins Schwarze. Mir fiel ein Stein vom Herzen.
Zur Abgangslinie zurückgekehrt, verschnauften wir erst einmal. Wir hätten uns ins Gras hocken können, doch wir standen. Gebannt verfolgten wir jeden Panzer, der nach vorne fuhr. Man weiß ja, wie dem Kommandanten zumute ist . . .
Das Lächeln und die betont lässige Art, mit der manche von uns zur Abgangslinie marschieren, das ist doch nur Maske. Schon da fiebert man um den Erfolg. Wer aber gibt das zu? Wer trägt gern sein Herz offen in den Händen? Jeder möchte beweisen, daß er ebenso kaltblütig ist wie der Ausgekochteste unter uns.
Wie wir so dastanden, hatten wir jeden Niet des Kampfraumes im Gedächtnis, jeden Handgriff, den die da vorn tun mußten. Wir waren im Vorteil, denn wir sahen mehr, als sie durch Sehschlitze und Optiken wahrnehmen konnten. Unsere Blicke erfaßten den Panzer und das Ziel. Wir schätzten die Entfernungen, berechneten das Vorhaltemaß, zählten die Sekunden, hielten den Atem an. Der Mund blieb halb geöffnet; die Zigaretten, vergessen, erkalteten zwischen den Fingern. Wir kämpften mit denen da vorn um das beste Ergebnis, als sei es unser eigenes. Und richtig gesehen war es ja auch so. Unsere Leistungen, die Noten beim Schießen mündeten ein in das Wettbewerbsprogramm der Kompanie. Und darin stand als Ziel: „Beste".
An diesem Tage begann um 18 Uhr das große Sammeln. Als Bilanz verbuchte unsere Kompanie die Note Eins und die Note Zwei. Wir vier hatten zweimal „sehr gut" und mußten vor die Front. Auf dem Wege zur Auszeichnung als „Beste Besatzung" hatten wir die schwerste Hürde genommen.





Hauptgewinn		500 MDN
ferner:	4mal	50 MDN
	5mal	20 MDN
	20mal	10 MDN
an 30 Gewinner		1000 MDN

Erkannt – bekannt?

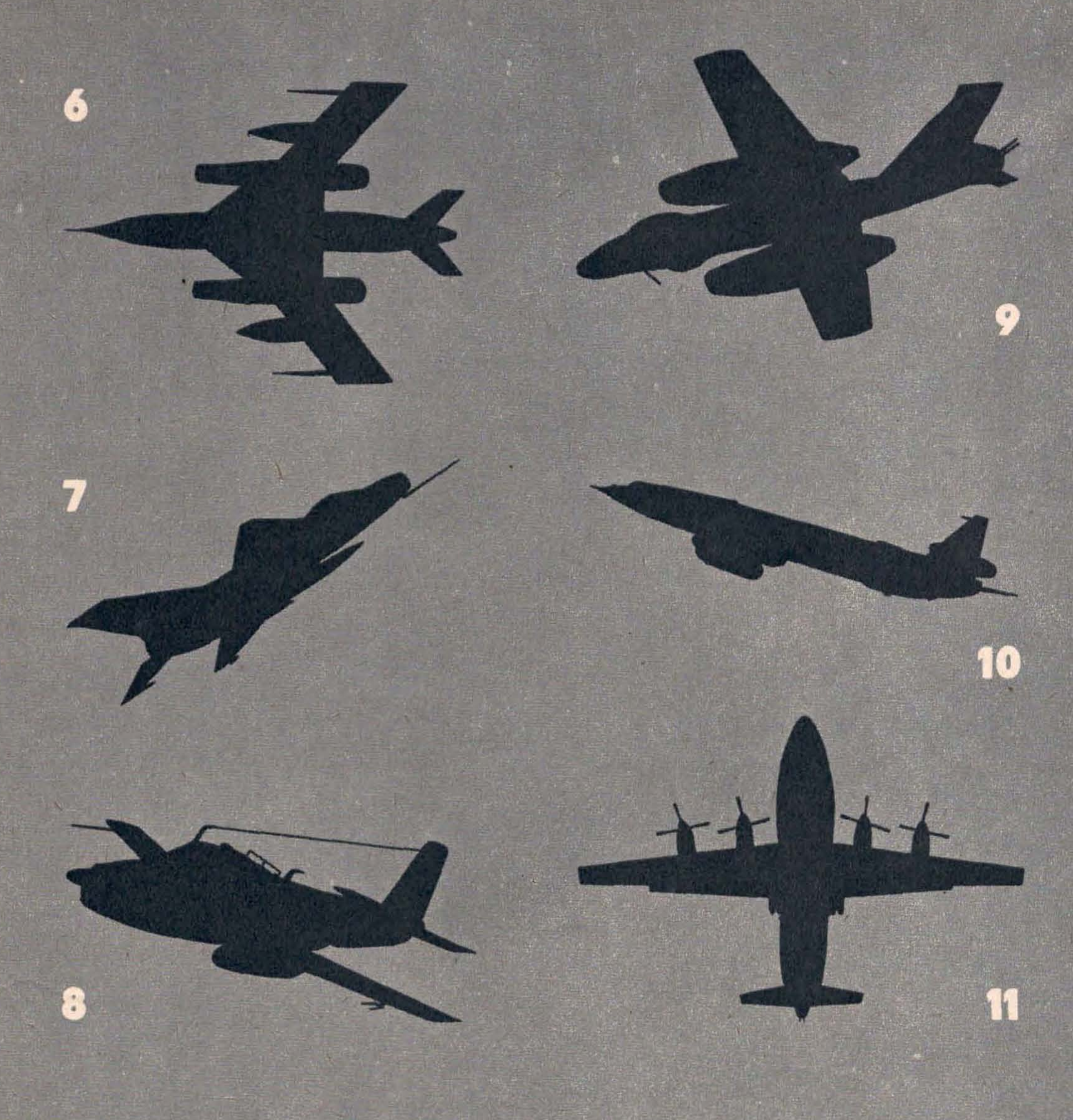


Bestimmt, denn irgendwo und irgendwann haben Sie die silberglänzenden, pfeilschnellen oder gewichtigen Vögel gesehen – und wenn es nur im Film war. In der AR aber ganz bestimmt. Jeder dieser Flugzeugtypen ist schon einmal von uns veröffentlicht worden. So wird Ihnen die Erinnerung des Rätsels Lösung erleichtern. Übrigens, so schwer wollen wir es Ihnen auch nicht machen: Nennen Sie uns einfach fünf Typen und Sie gehören zu den Einsendern mit richtiger Lösung. Schreiben Sie die Nummer der erkannten Flugzeugtypen sowie ihre Bezeichnungen auf eine Postkarte (Kennwort „Flugzeug-Quiz") und senden Sie diese an die

Redaktion „Armee-Rundschau"
1055 Berlin,
Postschließfach 7986.

Der letzte Einsendetermin ist der 3. Juni 1967 (Datum des Poststempels). Die Gewinner werden durch das Los, unter Ausschluß des Rechtsweges, ermittelt. Viel Spaß!





Auflösung Nr. 3/1967
1000-MDN-Preisausschreiben

Die sieben richtigen Antworten zum Siebten waren: 1b, 2a, 3b, 4c, 5c, 6b, 7c.

Es gewannen:

500,– MDN:

Soldaten Jürgen Below, 2903 Glöwen.

50,– MDN:

Gefreiter Wolfgang Günther, Gutenfürst; E. Bauchrowitz, 73 Döbeln; Hildegard Groth, 1274 Altlandsberg; Christiane Pfaff, 2862 Goldberg.

20,– MDN:

Arthur Richter, 2597 Marlow; Uffz. Bernd Fritsche, 828 Großenhain; D. Nagel, 7031 Leipzig; Heinz Thoma, 5502 Bleicherode; Dieter Hähle, 8301 Pratzschmitz Nr. 67.

10,– MDN:

Klaus Glemhardt, 6841 Kleindembach 61 a; Hans-Peter Josaites, 1278 Müncheberg; Christine Bley, 1201 Groß-Lindow; Werner Mummert, 1542 Finkenkrug/b. Berlin; Helmut Bosse, 4409 Raguhn; Dieter Lange, 485 Weißenfels; Klaus Fritsch, 54 Sondershausen; Herbert Kammchen, 57 Mühlhausen; Evelyn Ritter, 5101 Ermstedt 24/b. Erfurt; H. Krüger, 102 Berlin; Johann Rumpza, 6101 Unterscheid/a. Rhön; Walter Mühlbauer, 6821 Unterwirbach; Kristina Pusch, 8813 Waltersdorf/Zittau; Offz.-Sch. Ulrich Schmolke, 88 Zittau; Klaus-Dieter Kramer, 77 Hoyerswerda 8; Uffz. Detlef Roatzsch, 5013 Erfurt; Rolf Schramm, 6051 Rohr/Krs. Suhl; Wolfgang Sturm, 8053 Dresden; Rolf Glüger, 112 Berlin; P. Gruttner, 372 Blankenburg.

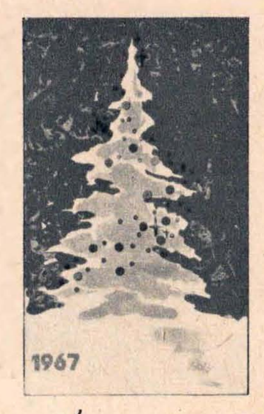
Briefe aus BERLIN

Was der Berlin-Besucher gewöhnlich „Unter den Linden" nicht sieht

Von Oberstleutnant H. Huth

С Новым годом!

Happy New Year!



Lieber Heinz!
Zum Jahreswechsel wünsche ich Dir alles Gute und viel Glück!
Bei uns ist dieses Jahr nicht so schön. Mein Vater ist schwer krank. Herzliche Grüsse
Инна

Ein Brief aus Moskau, eigentlich nicht mehr als ein Glückwunsch – und dennoch bedeutet er mir viel. Wir haben nicht lediglich zwischen „Suliko" und dem „Weltjugendlied" unsere Adressen getauscht. Ich glaube, ich darf sie meinen Freund nennen.
Inas Vater habe ich nie gesehen. Wenig weiß ich von ihm, aber es ist dennoch viel. Als junger Gardeoffizier zog er in den Krieg gegen die Faschisten, als Sieger und zugleich schwerkranker Mann kehrte er zurück. „Treuer" als der treueste Hund begleiteten ihn fortan die Schmerzen. „Nie klagt er!" sagte Ina, aber die Familie sah ihm das Leid an, und, ich glaube, es fraß sich auch in sein Wesen. Doch die körperlichen Schmerzen waren es nicht allein. Da war das Gefühl, untätig und nutzlos am Ofen zu sitzen. Und dann wurde ein Werktag ein unvergeßlicher Sonntag. Der Luftschutz eines Betriebes, sein neuer Dienst, rief ihn. Er trug nicht die Uniform des Gardeoffiziers, aber es war wieder eine Uniform! Und vor allem: Es war eine Arbeit! – Ich habe Inas Vater nie gesehen – aber mir ist. als hätte ich diesen ersten Marsch zur neuen Arbeit mitgemacht. – Vielleicht deute ich manches mehr, als daß ich es klar erkenne. Aber eins steht so fest wie die Lomonossow-Universität auf den Moskauer Lenin-Bergen, wo Inas Familie wohnt: Das Vertrauen dieses Offiziers, dieser Familie, ihres Volkes, das Vertrauen der Kinder und Kindeskinder Kortschagin–Ostrowskis ist ein Schatz. Und ist doch kein Schatz. Denn Vertrauen muß man nicht nur einmal gewinnen, sondern täglich neu erwerben.
Ich hoffe, daß Ina als Kommunistin und mit ihrem der russischen Frau eigenen verständnisvollen Herzen billigen wird, daß persönliche Bande Rahmen dieser Reportage sind.

Berlin, den 15. 1. 1967

Daß Du Dir nach fünf Jahren endlich wieder einmal die 2½ Stunden Reisezeit nimmst und in Berlin vorbeikommst! Vor der Weiterreise zur Messe werden wir die „Linden" entlangspazieren und die Lindenblätter zählen. 224 sind es genau. Keins mehr, keins weniger. Sie bestehen aus Leichtmetall, sind von unserem Nationalpreisträger Professor Kühn mittels eines chemischen Abtrageverfahrens hervorgezaubert worden und zieren das Tor der neuen polnischen Botschaft, Eurer Botschaft schräg gegenüber. Auf einem Blatt kannst Du auch ein Vögelchen erkennen. Laß Deiner Phantasie freien Flug – und schon sind wir hoch oben in den Lüften. Die Nordseite ist voll ausgebaut, eine aufgereihte Perlenkette prächtiger Gebäude. Auf der Südseite gibt es noch zwei Lücken und – gegenüber der Uni – noch eine Ruine. Der Spaziergänger vermeint, hinter dem Bauzaun

läge eine tote Baustelle. Wir aber sehen von oben mehr. Es werden gerade Bohrpfähle für die Mittellängswand eingezogen. Und auch am Fundament wird gearbeitet. Wegen des schlammigen Untergrunds wurde bereits ursprünglich die „Kommode" auf 1200 Holzpfählen gebaut. („Kommode" sagt der Volksmund wegen des geschweiften Grundrisses.) Dort unten liegt keine gewöhnliche Baustelle, dort wird der letzte noch erhalten gebliebene Hochbarockbau Norddeutschlands restauriert. Und 12 Figuren für die „Kommode" werden anderswo mühselig nach alten Stichen neu geschaffen. Dich wird besonders interessieren, daß Lenin 1895 hier in der ehemaligen Königlichen Bibliothek arbeitete und las, und nicht auf der anderen Seite der „Linden" in der Staatsbibliothek, wo die Gedenktafel angebracht ist.

Und dann fliegen wir noch auf den nahen Fernsehturm, dem „Himmelsspargel". Auch sein Untergrund ist alles andere als New Yorker Felsen, und dennoch wird er über 300 Meter hoch. Ich bin mir sicher: Dir werden nicht nur wie vor fünf Jahren Weimar und Leipzig gefallen. Vielleicht sagst Du sogar: „Berlin, ich liebe Dir!" (Laß die Grammatik im Schrank. Das ist berlinisch gesprochen.)

Berlin, den 5. 3. 1967

Damit Deine grünenden Sympathien für Berlin im Messetrubel nicht unter die Füße kommen: Die „Linden" sind und bleiben *die* Straße des Handels. Wenn die Messe ihre Pforten schließt, ist hier wieder der Kommandopunkt unseres Handels. Einst hatte an dieser Stelle Intourist ein Büro. Mancher Berliner kam hierher, um sich die Fotos in den Auslagen anzuschauen, weil sie im Gegensatz zur Nazipresse ein wahres Bild von der Sowjetunion gaben. Und am ersten Mai war dieser Teil der „Linden" besonders belebt. Auf der anderen Alleeseite wehte an diesem Tag die einzige offizielle rote Fahne. Du errätst wo? Natürlich, auf Eurer Botschaft.

Unmittelbar neben der Botschaft hat heute die Agentur Nowosti ein Büro. Sie vermittelt Beiträge an die sowjetische Presse aus dem Ausland und umgekehrt an die ausländische Presse aus der Sowjetunion. Wir zählen auch zu Nowostis Kunden. Leider war gestern die Reportage noch nicht eingetroffen, die wir über die Ausbildung vietnamesischer Piloten in der Sowjetunion bestellt haben. Der schmale Nebeneingang, den ich wegen der Mittagszeit benutzte, führt zugleich zum Staatlichen Guß- und Schmiedebüro. An einem Brett las ich: „Vier Kollegen unseres Büros sind bereit, Blut für Vietnam zu spenden." Ja, auch das sind die Linden!

Doch zurück auf die andere Straßenseite. Ans Handelsministerium schließt sich die „Exportgesellschaft für Wirkwaren und Raumtextilien"



Jung sind die Linden

Es war in den Tagen des August,
die Rosen erblühten im Garten.
Da haben wir unseren Schutzwall gebaut,
wir konnten nicht länger warten.
Wer das Leben stört
und die Warnung nicht hört,
spürt die Faust unsrer starken Armee.
Solang man in Bonn noch mit Kriegsbränden droht,
stehn wir auf der Wacht an der Spree.

Refrain:
Jung sind die Linden, und jung bleibt Berlin,
weil wir auf Wache zum Spreeufer ziehn.
Uns weht die Fahne des Sieges voran,
wir halten stand – no pa-sa-ran!

Vergeßt nicht die Tage im August
und nicht unsre jungen Genossen,
die mitten im Frieden am Ufer der Spree
von Feinden des Volkes erschossen.
Weder Mord noch Krieg
führt sie jemals zum Sieg,
und Berlin, unsre Hauptstadt, bleibt frei.
Der Heimat das Herz, und dem Feind die Stirn,
das lehrte uns unsre Partei.

Text: Oberstleutnant Siegfried Berthold
Musik: Oberstleutnant MD Kurt Greiner-Pol

an. Wiratex exportiert herrliche Teppiche (wie jener große im Foyer), auch manche duftige Sache, über die man nur mit der eigenen Frau spricht. Und der Schmuck von Wiratex würde Dir auch gut stehen!

Ich habe noch sieben weitere Organisationen und Institutionen aus Handel und Wirtschaft gezählt. Nicht mitgerechnet die kleine Sparkasse im „Haus der Schweiz", in der mancher Prominente sein Konto haben soll. Übrigens trägt das „Haus der Schweiz" seinen Namen, weil es noch zum Teil Schweizer Besitz ist. Bis vor zwei Jahren war hier das Handelsministerium. Heute beherbergt das Haus den „VEB Großdampferzeugeranlagen". „Die haben die Kraftwerke Lübbenau und Vetschau gebaut", hatte man mir gesagt. Auf der ersten Etage entdeckte ich eine Wandtafel der Kampfgruppen, dann stand ich auf der zweiten Etage vor dem Parteibüro und erlebte einen, d. h. eigentlich meinen Reinfall. Es entwickelte sich dieses Frage-Antwort-Spiel: „Welche Betriebe gehören zu Ihrer Vereinigung Volkseigener Betriebe?" – „Wir sind keine VVB, sondern ein VEB!" – „Aber Bergmann-Borsig zum Beispiel baut doch Kraftwerke!" – „Bergmann baut Turbinen. Aber ein Kraftwerk besteht aus drei Säulen: Der Dampferzeugung, den Turbinen und den Wasser- und Pumpenanlagen." – „Und in welchen Betriebsteilen produzieren Sie die Kesselanlagen?" – „Gar nicht! Wir entwickeln, projektieren und montieren; wir sind Leitbetrieb für viele Produktionsbetriebe und zugleich Hauptauftragnehmer". Man soll sich eben vorher besser informieren! – Vielleicht interessiert Dich noch, daß im Raum Leipzig bei Thierbach ein neuer Kraftwerksgigant entsteht. Der VEB (!) im „Haus der Schweiz" ist wiederum Hauptauftragnehmer, die Kessel aber kommen aus der Sowjetunion.

Das war's. Wenn es Dir zu kunterbunt durcheinander ging, muß ich mit Heine antworten: „Verlangen Sie von mir keine Systematik; das ist der Würgeengel aller Korrespondenz."

Berlin, den 8. 3. 1967

Einen Brief an Stelle eines Blumenstraußes – das ist nicht duftig, aber vielleicht doch ganz dufte? Früh 8 Uhr war ich heute in den „Winzerstuben". Keine falschen Schlüsse! Winzer heißt unser Außenminister. Ich sah ihn höchstpersönlich mit einem Nelkenstrauß in der Hand, als ich die Treppen des Außenministeriums hinaufstieg. So repräsentativ es von außen auch anzusehen ist – innen trägt es einen ausgesprochenen Arbeitscharakter. Beim Kaffee in der Kantine sagte mir Genosse Fritsch, der unser erster Botschafter in Afrika war: „Früher waren wir auf mehrere Gebäude zersplittert. Wollten wir einen Text übersetzen lassen, mußten wir erst latschen, und eine halbe Stunde war verloren." Ein Journalist und Berliner in einer Person, wie Du an der Wortwahl erkennst. Zur Arbeit der Abteilung Sowjetunion folgendes: Sie stimmen mit Euren Genossen die Beziehungen zwischen unseren Ländern und gegenüber Dritten ab, koordinieren die verschiedensten Verbindungen zur Sowjetunion entsprechend dem Freundschaftsvertrag, studieren alle Aspekte der sowjetischen Außenpolitik usw. usw. Die Verbindungen zu Euch sind aber einfach zu wichtig und zu vielfältig, als daß sich eine Abteilung, ja als daß sich das Außenministerium allein damit befassen könnte.

„Das Verhältnis zu den Genossen der sowjetischen Botschaft, die wir bereits länger kennen, unterscheidet sich nicht von unserem Verhältnis untereinander", sagte man mir. Da dachte ich an Karl Liebknecht. Als er aus dem Gefängnis entlassen wurde, gab ihm zu Ehren Eure Botschaft einen Empfang, und Lenin sandte ein Grußtelegramm. Zweimal das gleiche Verhältnis von Genosse zu Genosse – mit dem „kleinen" Unterschied, daß unsere Genossen heute in der Regierung sitzen. Und nicht nur in Berlin! Vom achten Stock aus hatte ich zwar wegen der vorspringenden Dächer keinen ergreifenden Ausblick auf die Linden, aber ich hörte bis nach Afrika und Asien hin. Dort oben ratterten nämlich zahlreiche Fernschreiber und schrieben Berichte unserer Auslandsvertretungen. – Und hier noch eine spezielle Definition der Koexi-

1918. Karl Liebknecht klagt vor dem Zeughaus die Kommandantur wegen der Erschießung mehrerer Arbeiter an. Der Kommandant hieß Wels und wurde später Vorsitzender der SPD.



stenz. „Koexistenz ist, wenn Willy Brandt als Gast in die Winzerstuben am Marx-Engels-Platz kommt“, sagte mal unser Außenminister. Doch Brandt möchte hier wieder eine Kommandantur à la Wels haben. Über sie gleich mehr.

Gut konnte ich von jenem Fernschreibzimmer nur die Uni, das Ehrenmal und das „Museum für deutsche Geschichte“ sehen. In letzterem lachte man herzlich am Frauentag. DER Abteilungsleiter Genosse Materna (achte auf die Endung „a“) hatte einen Glückwunsch aus einer Schule in Wosneszensk erhalten. In seiner Korrespondenzmappe las ich sogar einen Brief vom fernen Amur. Schüler aus Komsomolsk baten um Material über die deutsche Widerstandsbewegung gegen den Faschismus. – Im Museum parterre haben die Soldaten vom Ehrenmal ihre „Wachstube“. Wie es kommt, daß der Gewehrwechsel immer so gut klappt? Die Soldaten verständigen sich durch Zischen oder mittels einer Klingel zu ihren Füßen! In der „Wachstube“ hängt ein Liebknechtbild, aber leider erfuhren die Genossen erst von mir, daß Karl Liebknecht 1918 auch vor dem Museum gesprochen hat. Wieder waren Arbeiter in Berlin, erschossen worden, und Karl Liebknecht klagte leidenschaftlich die gegenüberliegende Kommandantur an. Der Kommandant aber hieß Wels und wurde Vorsitzender der SPD. – Gegenüber dem Hauptgebäude der Uni steht das frühere Niederländische Palais. Einst wohnte als Prinz der letzte deutsche Kaiser darin; heute haben die künftigen Lehrer davon Besitz ergriffen. Hier traf ich auch den langen Riedel, mit dem ich zusammen an der Schule die erste FDJ-Wandzeitung anbrachte. Er war schon seinerzeit so lang, daß er die Haken einschlagen mußte. Kein Wunder, sein Vater war 1945 Fleischer auf dem Viehhof (und 20 Jahre später Verantwortlicher im Kühlbetrieb). Der Sohn nun, bereits Mathe-Lehrer, lernt zur Zeit im Audio-visuellen Kabinett Englisch. An jedem Platz befinden sich Kopfhörer, Mikrofon und Tonband, und dem Lehrer sind die verschieden-

1945. Das Wasser der Spree ist soweit ausgepumpt, daß sich die erste Sanitätsgruppe der Charité in den S-Bahn-Tunnel zwischen Anhalter Bahnhof und Bahnhof Friedrichstraße wagen kann, der auch die „Linden“ unterquert. Während der Kämpfe waren die Tunnel Zufluchtsort tausender Menschen, meist Frauen und Kinder. Die Faschisten hinderte das nicht daran, die Tunnel durch Sprengung unter Wasser zu setzen.



sten Schaltverbindungen möglich. „Unser Kabinett hält die Spitze im sozialistischen Lager, und überhaupt brauchen wir in der Welt keinen Vergleich scheuen", sagte mir der Leiter, Genosse Becker. „Die vielen Delegationen stören allzu oft unseren Unterricht", meinte der lange Riedel. Er hofft, bald die berühmten sieben Spritzen verpaßt zu bekommen und dann als Lehrer ins befreundete Afrika zu fahren. Übrigens: Unsere erste Wandzeitung war schon in der nächsten Pause verschwunden. Auf der Toilette fanden wir sie – nicht ganz trokken – wieder. Und der Direktor, ein Wehrmachtsoffizier, fand nur die Worte: „Nein, so nicht!"
Mensch Berlin, wie haste Dir verändert.

Berlin, den 30. 3. 1967

In meinem letzten Brief hätte ich mich persönlich zu sehr in den Vordergrund gedrängt? Dann betrachten wir eben die „Linden" mit den Augen anderer!

„Den Ostberliner Stadtplanern wurde Unter den Linden erst nach dem Bau der Mauer geheuer ... Seit 1961 gilt ihre ganze Aufbauenergie den steinernen Zeugen aus feudalistischer Prunk- und Residenzzeit. Unter den Linden bekam im unteren Teil ihr altes Aussehen, Schinkels Altes Museum, Schlüters Zeughaus." Der das schrieb, hat nur den einen Satz im Kopf: „Rerum cognoscere causas", zu gut deutsch: „Man muß das Wesen der Dinge erkennen." Natürlich nur im Zeitungskopf, der übrigens „Tagesspiegel" heißt. Zum anderen würde der Berliner sagen: „Weiche Birne!" Das Wesen jenes Geschreibsels ist: Sie lieben uns nicht (das wollten wir auch gehofft haben!), und wir können es ihnen nun mal nicht recht machen (wie es uns das Herze zerfrißt!). Würden wir nur Wohnhäuser bauen – wären wir Kulturbarbaren, Neandertaler. Hätten wir nur restauriert, – wären wir seelenlose Machtpolitiker, die mit protzigen Bauten ihre Komplexe zu verdrängen suchen, dabei das arme Volk in finsteren Höhlen wohnen lassend. Aber da wir in abgewogenem Maße beides taten, Wohnbauten errichteten *und* Baudenkmäler restaurierten, fängt der Federfuchser an zu schwindeln. Denn ins Alte Museum – das, nebenbei bemerkt, gar nicht mehr zu den Linden zählt – zogen die Steinmetze schon vor 1961; vom Zeughaus wurden seit 1950 (!) 600 plastische Motive wiederhergestellt, und seit genau 15 Jahren ist es schon „Museum für deutsche Geschichte". Und Staatsoper und Uni hat er wohlweislich selbst unterschlagen.

Spazieren wir lieber mit Heinrich Heine über „die berühmten Linden". Er ist schon mehr als 100 Jahre tot und uns dennoch näher.

Schon im Januar des Jahres 1822 war an Regentagen „keine einzige von allen Droschken aufzutreiben", das beruhigt; aber man konnte in so manches gemütliche Café gehen. Kleine Kaffeestuben haben wir heute nur zwei auf den „Linden", aber vier Buchhandlungen.

Heine bedauert auch die „armen Studenten", die aus ihren Vorlesungssälen zuschauen müßten, wie sich das vornehme Volk in die Oper wälzt. Ich entdeckte neulich in der Uni ein Plakat, das zum Besuch des „Don Giovanni" einlud, zu verbilligten Preisen, das versteht sich für unsere Studenten von selbst. An einen berühmten Vorgänger, Karl Marx, erinnert eine Büste und seine berühmte 11. „Feuerbach-These": „Die Philosophen haben die Welt nur verschieden interpretiert. Es kommt aber darauf an, sie zu verändern." Was ja bei Euch und uns geschehen ist!

Am Dom angelangt, sieht Heine einen eisenumgitterten Platz: „Das ist die Börse. Dort schachern die Bekenner des Alten und des Neuen Testaments. Wir wollen ihnen nicht zu nahe kommen. O Gott, welche Gesichter! Habsucht in jeder Muskel. Wenn sie die Mäuler öffnen, glaub ich mich angeschrien: „Gib mir all dein Geld!"

Und im nächsten Brief schreibt er: „Der Kaufmann hat in der ganzen Welt dieselbe Religion. Sein Kontor ist seine Kirche, sein Schreibpult ist sein Betstuhl, sein Memorial ist seine Bibel, sein Warenlager ist sein Allerheiligstes, die Börsenglocke ist seine Betglocke, sein Gold ist sein Gott, der Kredit ist sein Glauben."

Aus dem S-Bahnhof „Börse" wurde der Bahnhof „Marx-Engels-Platz". Mehr als ein bloßer Namenswechsel! Und eines Tages werden die Arbeiter auch in Heines Geburtsstadt Dortmund die Börse schließen.

Doch zurück zu unseren „Linden" und unserem Heinrich Heine:

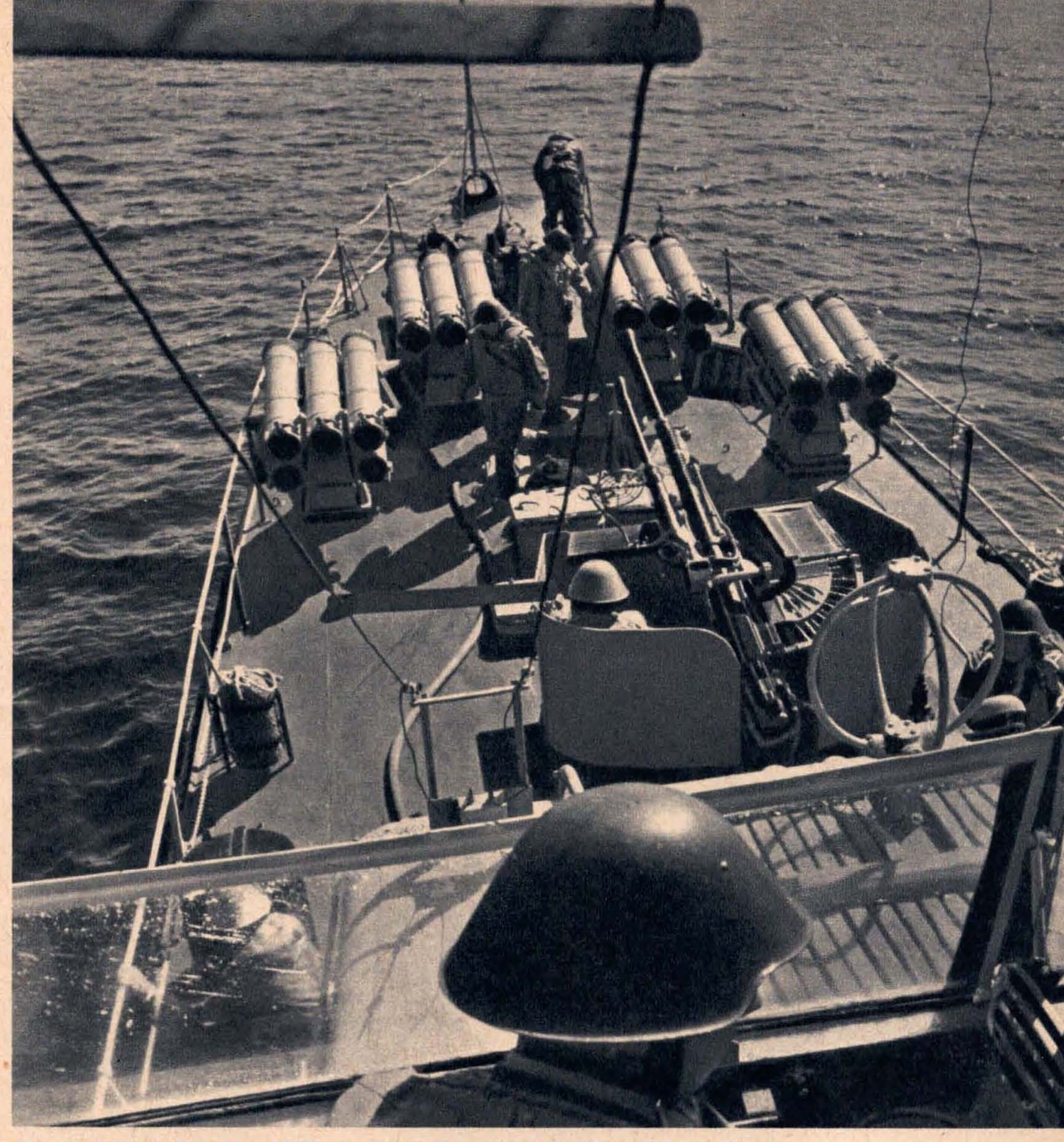
„Wirklich, ich kenne keinen imposanteren Anblick, als ... nach den Linden hinaufzusehen ... Hier drängt sich Prachtgebäude an Prachtgebäude."

Streite nicht mit mir darüber, ob es der imposanteste Anblick ist, Du Moskauerin. Bei Euch zu Besuch, würde Heine heute sicherlich ein Loblied auf Deine Heimatstadt singen, etwa in der Art: „Moskau Du, Dir zum Gruß ..." Doch imposant sind die „Linden" wieder. Und noch imposanter sicherlich die Umwälzungen hinter den Fassaden.

Und bei aller Hochachtung vor unserem großen Dichter sei hinzugefügt: Da irrte Heine! Er bejahte die kommende, sozialistische Gesellschaft, aber befürchtete, die Arbeiter würden aus seinem „Buch der Lieder" Tüten drehen. Könnte Heine heute über die „Linden" spazieren und auch all das in Augenschein nehmen, was der Berlin-Besucher gewöhnlich nicht sieht, dann würde er vielleicht überrascht, aber sicherlich erfreut wahrnehmen, daß die von ihm begrüßte neue soziale Ordnung auch zu einer bisher nie gekannten Blüte der Kultur geführt hat. Um in Anbetracht des 50. Jahrestages der Oktoberrevolution ganz exakt zu sein: Zu einer in Deutschland bisher nie gekannten Blüte der Kultur!

Und zu alldem können wir doch nur sagen, was Heine oft von den Berlinerinnen hörte:

„Ne, des ist schene!"

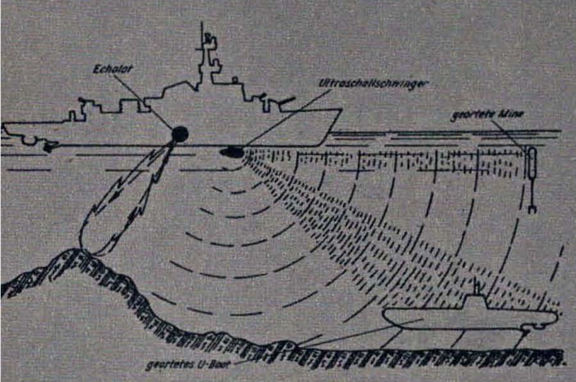


Blick auf die Back eines U-Jagdschiffes der Volksmarine mit reaktiven Wasserbombenwerfern.

Korvettenkapitän G. Larisch

Wasserbomben klar zum Wurf

Über 50 Jahre hält der Wettlauf zwischen den U-Booten und ihren Gegnern, den Waffen und technischen Mitteln der U-Boot-Abwehr schon an. Das Unterseeboot war sozusagen über Nacht zur anerkannten gefährlichen Waffe geworden. Die Versenkung der drei englischen Panzerkreuzer „Aboukir", „Hogue" und „Cressy", durch ein deutsches U-Boot im September 1914, rief nicht nur den verstärkten Bau von U-Booten sondern vor allem die beschleunigte Entwicklung der Abwehrmittel hervor. In erster Linie waren es die neu geschaffenen U-Boot-Jäger. Aber auch andere Schiffsgattun-



Prinzipschema der Schallortung im Wasser.

gen, selbst Hilfs- und Transportschiffe, wurden zur U-Boot-Bekämpfung herangezogen. Sogar Fischereifahrzeuge erhielten Waffen, um als „Fallen" den gefährlichen Gegner anzulocken. Minensperren und Netze blockierten Hafeneinfahrten, Hydrophone (stationäre Ortungsmittel) wurden im Küstenvorfeld auf dem Meeresboden verankert.

Zwar mußte sich die neue Schiffsklasse anfangs noch damit begnügen, aufgetauchte U-Boote mit Geschützen zu bekämpfen, doch bald änderte sich das. Neue Granaten, als Tauchgranaten bezeichnet, waren geschaffen worden. Damit konnten in Seerohrtiefe laufende U-Boote bekämpft werden. Wenig später kamen die ersten Wasserbomben auf. Das waren einfache Sprengpatronen, die gebündelt von Hand geworfen wurden. Ihre Wirkung erwies sich wegen der kleinen Ladung (8 bis 16 kp) als zu gering.

Ein weiteres Abwehrmittel war der U-Boot-Drachen, der wie ein Minenräumgerät geschleppt wurde. Berührte die daran befestigte Sprengladung ein Hindernis unter Wasser, so detonierte sie.

Die nächste Stufe der Ausrüstung der U-Jäger bestand aus einfachen Horchgeräten und stärkeren Wasserbomben. Letztere Waffe entwickelte sich zur Hauptbewaffnung aller zur U-Jagd eingesetzten Schiffe. Neben der größeren Wirksamkeit durch stärkere Ladungen und bessere Zünder, war der Einsatzeffekt auch durch Ablaufgerüste und Wurfanlagen erhöht worden. Der Serienwurf mit unterschiedlichen Tiefeneinstellungen war möglich, die Trefferwahrscheinlichkeit größer.

Brauchte man im ersten Weltkrieg etwa 800 bis 1000 Wasserbomben, um ein U-Boot zu vernichten, so waren es im zweiten Weltkrieg „nur" noch 585 im Durchschnitt.

Der Salvenwerfer entstand erst 1943. Er war ein Meilenstein in der Entwicklung der modernen U-Boot-Abwehr. Nun konnten die U-Boote auf Distanz und in einem bestimmten Bereich bekämpft werden.

Gleichlaufend mit der Weiterentwicklung der Abwehrmittel erfuhren auch die Suche und Ortung von U-Booten einen neuen Aufschwung. Die Hydrophone wurden im Unterwasserteil der U-Jagdschiffe installiert, ihre Empfindlichkeit verfeinert, ihr Aufbau modernisiert. Neue Ortungsanlagen, die als aktive Suchmittel arbeiten, kamen hinzu.

Moderne U-Boot-Abwehrmittel befinden sich zur Zeit auf fast allen Schiffsklassen, d. h., Träger von U-Abwehrwaffen sind heute sowohl U-Jäger, Zerstörer, Küstenschutzschiffe als auch Minenleg- und -räumschiffe und Torpedoschnellboote. Auch unter Wasser werden die U-Boote gegenwärtig bereits, von eigens dazu konstruierten Jagd-U-Booten gejagt.

Gefährliche Gegner der U-Boote sind Spezialflugzeuge und Hubschrauber, die mit Such- und Ortungsanlagen ausgestattet sind und U-Boote auf große Entfernungen ausmachen. Zielsuchende Torpedos und Raketen sind ihre Waffen. Je weiter sich die U-Boot-Waffe zur Hauptschlagkraft der Flotten entwickelte, um so mehr Aufmerksamkeit wird der Abwehr gewidmet. Der Wettlauf dauert nach wie vor an.

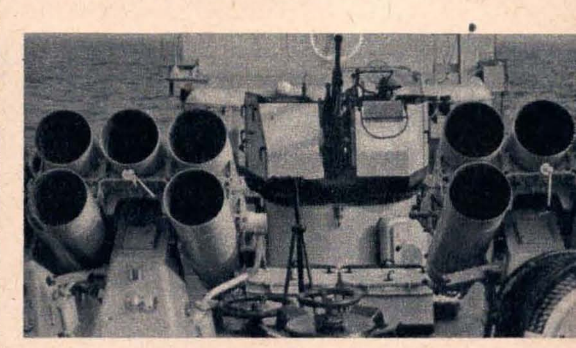
Auch die Volksmarine der DDR hat dieser Entwicklung Rechnung getragen. Moderne U-Jagd-Schiffe gehören zu ihrem Bestand, U-Jagd-Schiffe, die mit hochleistungsfähigen Antriebsanlagen versehen sind und Geschwindigkeiten über 30 sm/h erreichen. Weiterhin verfügen unsere U-Jäger über vollautomatisierte Feuerleitanlagen und -Artilleriewaffen, über hydroakustische Stationen modernster Bauart mit großer Reichweite sowie über reaktive Wasserbombenwerfer. Leistungsfähige Geräte für die sichere Schiffsführung unter allen meteorologischen Bedingungen vervollständigen ihre Ausrüstung. Sie reihen sich damit würdig ein in die kampfstarke Streitmacht der verbündeten sozialistischen Ostseeflotten, die die U-Boot-Abwehr als eine der wichtigsten Gefechtshandlungen auf See ansehen.



Der Hydroakustiker vor seinem Gerät. Auf seine Fertigkeiten bei der Ortung eines Unterwassergegners und beim Kontakthalten kommt es an.



Moderne U-Jagd-Schiffe auf Gefechtskurs.



Reaktive Wasserbombenwerfer können Salven von fünf, zehn oder mehr Wasserbomben verschießen. Durch Salvenschießen wird das U-Boot so eingedeckt, daß ihm Initiative und Bewegungsfreiheit genommen werden.

◀

Die U-Jäger haben den Gegner gestellt und bekämpfen ihn mit einer Salve.

Die aktuelle Umfrage

Wo zum Appelle tönt kein Zeichen?

„Tanzen will ich zu eurer Ehr . . ."

Lockend wiegt sich die schwarzhaarige Carmen in den Hüften, mit geübter Hand die Kastagnetten schlagend. Don José zur Ehr, dem verliebten Sergeanten.

Da wird zum Zapfenstreich geblasen, und José packt die Unruhe. Doch: Noch lauter und schneller klappern die Kastagnetten, verführerischer wird der Tanz.

„Es ist das Zeichen. Ich muß nun fort, nach Haus, ins Quartier, zum Appell!"

Zornig wirft die Schöne ihm Helm und Säbel vor die Füße: „Nein, du liebst mich nicht. Nein, nein! Denn von Lieb gerührt, hättst längst du mich hinweggeführt. Ja, dort in der Felsen wilde Klüfte – dort tönt zum Appelle kein Zeichen, das den Geliebten reißt von der lieben Brust."

(„Carmen", 2. Akt)

Obwohl der Hornist heute nicht mehr zum Zapfenstreich bläst und sich jeder schon selber das Signal zum Aufbruch geben muß: Feurige Carmencitas gibt es auch in der Gegenwart noch. Und nicht nur in der Bühnen-Schenke von Lillas Pastia, sondern ebenso vor mancher Haustür und in mancher kleinen Wohnung.

Wer es sei?

Karen Loks, 20, beispielsweise. Sie gesteht es selbst: „Zweimal schon habe ich, wenn es auf die elfte Abendstunde ging und mein Verlobter sich hätte auf den Weg machen müssen, versucht, ihn zum Bleiben zu überreden. Gewiß war ich dabei sehr egoistisch. Aber es ist immer so schwer, ihn wieder hergeben zu müssen."

Einen anderen Trick wandte Christa Wiesenberg, 19, an. Ihr Freund ist Unteroffizier und hatte an jenem Tag bis zum Wecken Ausgang. Sie weckte ihn um – acht Uhr früh. Und erklärte mit Unschuldsmiene: „Er hatte doch keine Zeit angegeben!"

(Übrigens, wenn *Ihrer* das auch einmal sagen sollte: Ausgang bis zum Wecken heißt bis früh 06.00 Uhr.)

Carmen 1967, das ergaben meine Recherchen, geht „methodisch" wie folgt vor: Beim Ausgang sind es meist die weiblichen Reize, die ins Spiel gebracht werden, um IHN noch länger bei sich zu behalten. Im Urlaub ist es die „zufällig" nachgehende Uhr, die beim (zu späten) Vergleich mit der Radiozeit IHREN „Schreckensruf" hervorbringt: „Kuno, der Zug ist weg!"

Allerdings erschiene es mir günstiger, wenn dieser (methodische) Zug schon längst abgefahren wäre. Ich weiß mich da eins mit Roswitha Kirsch, 24: „Schließlich sind ja unsere Männer nicht aus Langerweile bei der Armee oder deshalb, weil sie woanders nichts zu tun hätten. Sie haben dort mit dem militärischen Schutz unserer souveränen sozialistischen Republik eine Aufgabe zu erfüllen, die in unser aller Interesse liegt. Also sollte es auch im persönlichen Interesse jeder ‚Soldatenfrau' liegen, daß ihr Mann, Freund oder Verlobter nicht daran gehindert wird, seinen dienstlichen Pflichten nachzukommen. Dazu gehört eben auch, daß er zur vorgeschriebenen Zeit wieder in der Kaserne ist. Mein Mann ist Panzerfahrer. Wer soll denn aber den Panzer fahren, wenn die ganze Besatzung da ist und er nicht? Nicht nur er fällt doch in diesem Moment aus. Es ist ein militärisches Kollektiv und ein Panzer, die fehlen . . ."

So sucht Gisela Bielefeld, 22, gemeinsam mit IHM „die günstigsten Zugverbindungen raus" und macht ihm auch keine Scherereien, wenn er „deswegen einen Tag früher weg muß". Des Soldaten Peter Müllers, 21, Lebensgefährtin wird, da „sehr ordnungsliebend", schon „Stunden vor der Abfahrt nervös", weil sie befürchtet, er „könnte eventuell zu spät kommen". Maria Voller, 23, hatte es einmal verschlafen. „Da mußte mein Mann mit dem Taxi zum Standort fahren. Das hat 80 Mark gekostet. Deshalb bin ich jetzt besonders pünktlich." Und Unteroffiziersschüler Peter Guba, 20, weiß zu berichten, daß seine Verlobte „vor der Abfahrtszeit mehr Respekt hat" als er. Gefreiter Heinz Bartel, 23: „Pünktliches Erscheinen ist Ehrensache. Meine Frau fühlt sich dafür genauso verantwortlich wie ich."

Mein Kompliment. Vor allem deswegen, weil das Sich-mitverantwortlich-fühlen etlicher „Soldatenfrauen" der Erkenntnis entspringt, daß der Wehrdienst ihres Mannes, Freundes oder Verlobten objektiv notwendig und eine vaterländische Pflicht ist. Folglich, das ergab eine Befragung von 140 Frauen, reden 84% IHM zu,

MITARBEIT: Max Marschner, Stabsmatrose Rolf Gebhardt, Feldwebel d. R. Manfred Brenner, Hauptmann d. R. Alfred Schmidt, Unterleutnant Eberhard Derlig, Karl Hauske, Unterfeldwebel d. R. Jürgen Bley, Unterleutnant d. R. Dietrich Kazmierzak

seinen Dienst ordentlich zu machen und ein guter Soldat zu werden – und sind mit Recht stolz auf SEINE Uniform und SEINE Leistungen.
„Meine Freundin", berichtet Gefreiter Arnd Küster, 20, „schleppt mich im Urlaub gewöhnlich durch das ganze Dorf. In Uniform, versteht sich. Sie ist dann mächtig stolz auf mich, zumal ich die Schützenschnur und das Bestenabzeichen habe." Ebenso besteht Sabine Lautenbach, 20, darauf, daß ER die Uniform anzieht, wenn sie zusammen ausgehen. „Ich möchte gern ein bißchen angeben mit ihm. Und da er drei Auszeichnungen trägt, habe ich ja wohl auch allen Grund dazu", motiviert sie ihren Wunsch.
„‚Sieh zu, daß du es schaffst', sagte meine Verlobte zu mir, als ich den Einberufungsbefehl erhielt. Dieser Rat ist mir immer dann eine Hilfe, wenn die Gefahr besteht, daß ich mal durchhänge", entgegnet Soldat Karl Heinz Tietz, 21. Für Rolf Ortmann, Unteroffiziersschüler und 20 Jahre alt, ist jeder Urlaub gleichzeitig ein Rapport. „Meine Freundin will ganz genau wissen, ob ich in der Ausbildung mitkomme und wie weit ich bin. Ich mußte ihr sogar schon einige Morsezeichen vormachen, indem ich sie auf den Tisch klopfte. Sie fragt mich jedesmal nach tausend Einzelheiten – wie die Kojen aussehen, ob sie hart oder weich sind, was beim Frühsport gemacht wird, wie der Tagesdienst abläuft, was es zu essen gibt und was weiß ich noch alles."

Indirekt ist damit die Frage aufgeworfen: Was eigentlich weiß SIE von IHM – von ihm als Soldaten?

„Herzlich wenig", antwortet Ruth Kresslow, 23. „Im Urlaub will mein Mann seine Ruhe haben. Und jedes Wort über die Armee ist ihm zuviel." Wenigstens, könnte man sich trösten,



Die hier und in den anderen Übersichten enthaltenen Befragungsresultate fußen auf einer mündlichen anonymen Befragung von 140 Ehefrauen von Angehörigen der Nationalen Volksarmee.

Wenn ER auf Urlaub kommt...

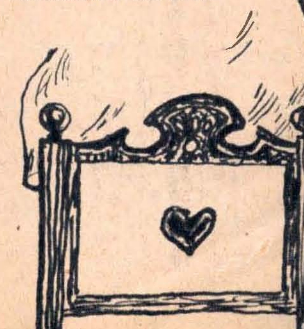
FRAGE:
Sicher gibt es viel zu erzählen und zu besprechen, wenn Ihr Mann auf Urlaub kommt. Versuchen Sie dabei die kleinen Alltagssorgen möglichst von ihm fernzuhalten und besprechen Sie nur das besonders Wichtige mit ihm oder breiten Sie alle Ihre kleinen und großen Sorgen vor ihm aus oder machen Sie sich einfach ein paar vergnügte Tage ohne bestimmte Probleme zu besprechen?

Halten die kleinen Alltagssorgen von ihm fern	44 %
Erzählen alles, was sie bewegt oder bedrückt	49 %
Besprechen überhaupt keine Probleme	7 %



FRAGE:
Achten Sie gleichfalls darauf, daß Ihr Mann pünktlich wieder an seinen Dienstort zurückfährt oder interessiert Sie das nicht weiter, da es ja in erster Linie seine Sache ist, oder haben Sie auch schon mal versucht, ihn zurückzuhalten bzw. mit der Uhrzeit zu beschummeln?

Achten gemeinsam mit ihm darauf	91 %
Haben schon versucht ihn zurückzuhalten	6 %
Interessiert sie nicht	3 %



wissen 76% von 140 befragten Ehefrauen, in welcher Waffengattung ihr Mann dient. Seine genaue militärische Funktion kennen 58%.

Herzlich wenig also.

Anscheinend liegt es daran, daß nur jeder zweite Genosse zu Hause von seinem Dienst und von dem, was ihn bei der Armee bewegt, unaufgefordert erzählt. Generalmajor Hans Ernst, 46, sieht diese Zugeknöpftheit als einen echten Mangel an und fände es besser, wenn „sich der Wehrpflichtige auch über das Leben in der Truppe, die Ausbildung und den Dienstablauf mit seiner Frau oder den Eltern" ausspräche – „natürlich ohne dabei die nötige Geheimhaltung zu verletzen." Infolgedessen befürwortet er es, „wenn die Frau oder die Eltern des Soldaten erfahren, welche Probleme der Erziehung im Kollektiv, der politischen und militärischen Ausbildung durch und mit ihm zu lösen sind. Deswegen, weil z. B. die Ehefrau dadurch besser mit den Belangen der Nationalen Volksarmee vertraut wird und ihrem Mann die entsprechende moralische Unterstützung geben kann. Dieses gegenseitige Ergänzen in der Familie trägt dazu bei, den militärischen Schutz unserer souveränen sozialistischen Republik zu gewährleisten".

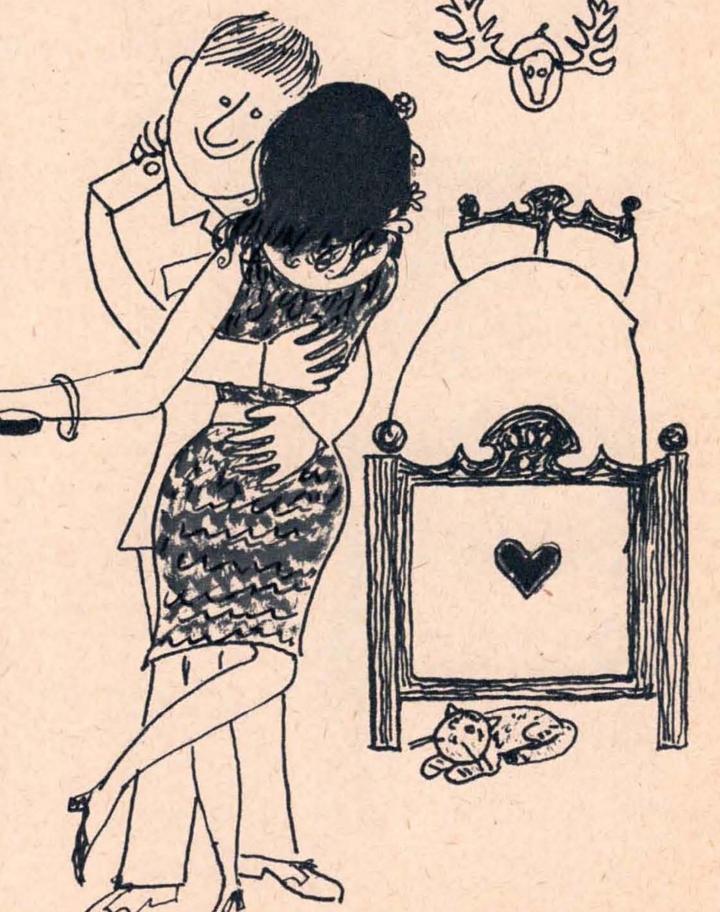
Was manche eben (leider) noch nicht tun oder zuwenig, macht Soldat Heinz Menzel, 21: „Ich erzähle meiner Frau oft, wie es in der Armee zugeht. Außerdem schicke ich ihr Bilder und Zeitungsausschnitte."

Feldwebel Dieter Rudloff, 28, bespricht mit seiner Frau vorwiegend Erziehungsprobleme. Da sie als Lehrerin gleichfalls pädagogische Erfahrungen hat, kommt ein nutzbringender Gedankenaustausch zustande, der beiden Teilen hilft. Rosemarie Walther, 25, hatte sogar schon Gelegenheit, die Kaserne ihres Mannes zu besichtigen. Auch kennt sie seinen Zugführer und seinen Kompaniechef. „Besonders gefreut habe ich mich, als sein Kommandeur schrieb, er wäre ein vorbildlicher Soldat. Das macht mich stolz und ist ein kleiner Trost für die Trennung."

Wenn das Gespräch auf die Armee kommt...

FRAGE:
Erzählt Ihr Mann ab und an von seinem Dienst – ich meine, was er bei der Armee macht, wie er mit seinen Aufgaben fertig wird, welche Ziele er hat und welche Schwierigkeiten es gibt? Oder erzählt er nur, wenn Sie ihn fragen, oder sprechen Sie beide überhaupt nicht darüber?

Er erzählt von selbst und öfter	55%
Er erzählt nur, wenn er gefragt wird	40%
Es wird überhaupt nicht darüber gerprochen	5%



FRAGE:
Wissen Sie, welche militärische Funktion Ihr Mann hat oder wissen Sie es nicht genau oder gar nicht oder interessiert es Sie nicht?

Ist ihnen bekannt	58%
Wissen es nicht genau	29%
Wissen es nicht	13%
Interessiert sie nicht	0%



FRAGE:
Ihr Mann ist nun seit einiger Zeit Soldat. Interessieren Sie sich seitdem mehr für Berichte und Reportagen über die Nationale Volksarmee, die in der Zeitung stehen oder im Fernsehen kommen oder im Rundfunk oder halten Sie seitdem vielleicht sogar das Soldatenmagazin?

Wenn die Zeitung kommt...

Interessieren sich seitdem mehr dafür	**84%**
Davon	
– im Fernsehen	68%
– in der „Armee-Rundschau“	55%
– in der Tagespresse	54%
– im Rundfunk	46%
Interessieren sich nicht dafür	**16%**

Illustrationen: Paul Klimpke

Lassen wir es bei diesen Drei bewenden, obwohl sich dazu noch viele andere zum Wort gemeldet haben. Ziehen wir mit Kerstin Bothe, 25, das Resümee.

„Wir haben es in unserer Ehe bislang immer so gehalten, daß der eine an den Problemen des anderen Anteil nahm und sie auch zu seinen eigenen gemacht hat. Ich hätte es sehr befremdlich gefunden, wäre hier durch seinen Wehrdienst eine Lücke entstanden. Natürlich verlange ich nicht, daß er mir militärische Geheimnisse anvertraut. Aber er erzählt mir viel davon, wie seine Geschützbedienung um die Spitzenposition in der Batterie kämpft. So fiebere ich mit ihm, wenn eine Ausbildungsperiode abgeschlossen ist und die Wettbewerbsauswertung erfolgt. Ich freue mich mit ihm über jede gute Note, die sie beim Schießen erreicht haben, und ärgere mich ebenso wie er, wenn irgend etwas nicht geklappt hat. Als ich ihn mal besucht habe, hat er mir seine Kameraden vorgestellt. Und ehrlich gesagt: Ich habe auch ein bißchen mitgetan, als sie dem Udo Weiß den Kopf gewaschen haben, weil er öfter aus der Reihe tanzt und noch nicht recht weiß, warum er Soldat ist. Mich freut es auch, daß mein Mann zu Hause nicht einfach abschaltet, sondern zum Ausdruck bringt, was ihn bewegt und worüber er sich Gedanken macht. Und darüber zu reden, wie man jedem Soldaten noch deutlicher vor Augen führen kann, welche Verantwortung er trägt und wie er ihr am besten gerecht werden kann – ich glaube, darüber zu debattieren, das kann doch nur gut sein. Mein Mann, so glaube ich, findet auch hierbei eine gute Kameradin in mir, und ich fühle mich nicht beiseitegeschoben, so, als ginge mich nicht an, was er denkt und tut.“

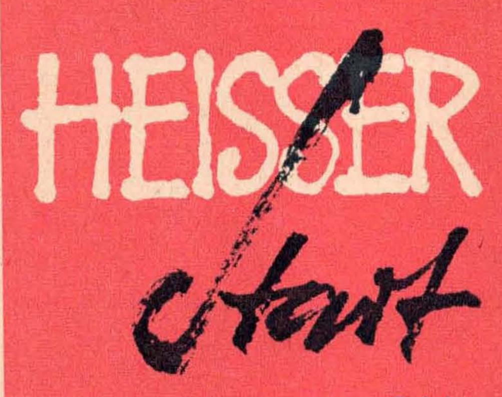
Es klingt hier jener Gedanke an, der sich schon in der „Schlacht unterwegs“ findet: Die Familie als Hinterland. Die Frau, Verlobte oder Freundin kann IHM in vielerlei Gestalt den Rücken stärken. Auch dadurch, daß sie – wie Heide D., 26 – „die täglichen Banalitäten von ihm fern“ hält. Ähnlich hält es Karin Peters, 22: „Er hat selbst genug mit seinem Dienst zu tun; da möchte ich ihn nicht auch noch mit meinen Alltagssorgen belasten.“ Und Gefreiter Dietmar Schöne, 23, erzählt von seiner tapferen Uta: „Sie spricht nie über ihre Sorgen, obwohl sie bestimmt viele hat, denn sie arbeitet, besucht die Volkshochschule und pflegt ihren gelähmten Vater. Wenn ich in Urlaub komme, hat sie stets ein Lächeln auf den Lippen.“

Wie schrieb doch einst Kurt Tucholsky in seinen „Fragen an eine Arbeiterfrau“: „Du, Frau, trägst viel Verantwortung. Und hoch ertönt im neuen Schwung das Lied – das Lied vom guten Kameraden.“

Ihr

Karl Heinz Freitag





Bei den sowjetischen Raketentruppen erlebt von Juri Pronjakin

Der Steppenwind hatte sich gegen Sonnenuntergang zur Ruhe gelegt und zerrte nun nicht mehr an dem riesigen grünen Tarnnetz, das so viele geheimnisvolle Dinge verbarg. Beispielsweise jene gewaltige Rakete, die auf ihrem langgestreckten Transportwagen behäbig dalag, als genieße sie den Abendfrieden. Um sie herum freilich wimmelte es von Menschen, von Soldaten und Offizieren, die mit Werkzeugen und Instrumenten hantierten.

Alle schienen ein wenig aufgeregt, auch der Genosse Fedorowitsch, ihr Kommandeur. Dabei geschah es doch immerhin schon zum zweiten Male, daß er den Start einer strategischen Rakete zu leiten hatte. Beim ersten Mal war seine Einheit mit „gut" bewertet worden. Die Rakete hatte das Zielgebiet erreicht – aber bei der Startvorbereitung waren wertvolle Sekunden verlorengegangen, und so hatte es nicht für ein „sehr gut" gereicht.

Finster hatte Fedorowitsch damals dreingeblickt und vor sich hin geknurrt: „Beim nächsten Mal werden wir der Zeit die Sekunden abjagen – damit nicht wieder sie uns jagt!" Und nun sollte sich am nächsten Morgen zeigen, wer wen jagen würde.

Der Befehl zum Ausrücken in das Übungsgelände war ziemlich überraschend gekommen. Zwar gab es schon seit längerer Zeit Klarheit darüber, daß eine Einheit zum Scharfschießen fahren würde – doch, welche es sein sollte, war bis zuletzt offen geblieben. Strenge Überprüfungen und Inspektionen waren vorausgegangen, und schließlich wurde entschieden, Fedorowitsch „auf Trab zu bringen".

Seine Männer hatten sich ehrlich darüber gefreut, denn nicht jedem Raketensoldaten ist es vergönnt, einen „heißen Start" mitzuerleben. Strategische Raketen sind teuer.

Als die Soldaten den Standort verließen, gab man ihnen mit auf den Weg: „Wenn ihr gut schießt, werden wir euch mit Musik empfangen; wenn nicht – braucht ihr erst gar nicht wiederzukommen!"

„Mag die Kapelle nur ordentlich üben", hatte Fedorowitsch leichthin geantwortet, „besorgt auch schon Blumen. Und vor allem – die Köche sollen sich anstrengen."

Ganz echt war diese zur Schau gestellte Zuversicht allerdings nicht gewesen. Denn: Von den Soldaten und Unteroffizieren hatte noch keiner einen „heißen Start" erlebt. Die alte Garde befand sich schon in der Reserve. Das trug nicht gerade zur Beruhigung bei. Denn die Rakete ist die Waffe eines ganzen Kollektivs. Das Versagen eines einzigen Menschen kann die Mühe aller anderen zunichte machen.

Deshalb mußte Fedorowitsch als Kommandeur einer Raketeneinheit auch mehr als anderswo Psychologe und Pädagoge sein, mußte nicht nur Bildungsgrad und Fähigkeiten seiner Untergebenen kennen, sondern auch ihre Steckenpferde, ihre charakterlichen Neigungen, ihre Temperamente, ihr Stimmungsgefälle – ja selbst

Bild links: Auf ihrem Spezialhänger ist die „Interkontinentale" in die Feuerstellung gebracht worden. Ohne vom Hänger gehoben zu werden, wird sie zum Start aufgerichtet. Das Stützgerüst dient gleichzeitig als Montageplattform.

Die einzelnen Bordsysteme werden vor dem Start überprüft. Von den Plattformen aus können die Techniker bequem an die Montierluken heran.





ihre „Fimmel", wie man so sagt. Und so hatte er, kurz vor Verlassen des Standortes, noch einen Soldaten auswechseln müssen, der die Ausbildung offensichtlich zu leicht genommen hatte und seine Aufgabe nicht sicher beherrschte. Bei mancher anderen Waffengattung hätte sich das vielleicht irgendwie gutmachen, nachlernen, einholen lassen. Bei den strategischen Raketen nicht. Dort muß man sich von vornherein auf jeden hundertprozentig verlassen können.

Langsam kroch nun die Morgendämmerung über die Steppe. Die Rakete rollte zur Feuerstellung. Die Soldaten folgten eilig. Jeder hatte eine Armbinde mit der Nummer seines Gefechtspostens um. Schließlich gab der vom höheren Stab abgesandte Schiedsrichter das Zeichen zum Beginn und ließ den Zeiger seiner Stoppuhr kreisen. Wie auf einen Knopfdruck hin, begann sich die Szenerie plötzlich zu beleben.

Es gibt Feuerstellungen, in denen ständig Raketen startklar bereitstehen. Hier jedoch verläuft alles „von Adam und Eva an"; denn die Vorbereitung zum Start, das Einhalten der Zeitnormen sind sehr wesentliche Wertungspunkte dieser Übung.

Die untersetzte Gestalt des Kommandeurs scheint allgegenwärtig zu sein. Sein Gesicht ist rot vor Erregung. Doch ein wenig spiegelt sich auch schon Zufriedenheit darin. Alles läuft gut – jetzt jagt er die Zeit.

Da gibt es plötzlich am Fuße der Rakete Unruhe. Ein Offizier läuft hin, mit dem Elektro-



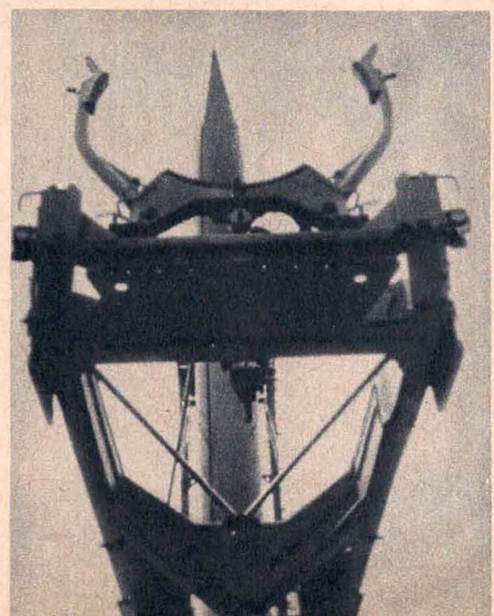


Gefechtsalarm! Die Stoppuhr des Schiedsrichters beginnt zu laufen.

◀

Der Mann am Steuerpult. Schalter, Hebel, Knöpfe und Kontrollampen sind seine „Welt". Von hier aus wird das gewaltige Projektil auf die Reise über Kontinente geschickt, werden seine riesigen Kräfte entfesselt.

Die Greifer des Hängers haben die Rakete in Startstellung freigegeben. Langsam senkt sich das Spezialfahrzeug wieder der Erde zu. ▼



techniker Kosin. Im Nu ist auch der Kommandeur dort.
„Was gibt es?"
„Das Kabel hat keinen Kontakt!"
„Was? Eine Störung?" Fedorowitsch sieht aus, als zähle er im Geiste bis zehn, um nicht loszubrüllen: Kosin, du verdammter Bursche! Bist mein bester Elektrofachmann, hast dich ausgezeichnet, bist ebenso lange bei den Raketen wie ich – und nun diese Schweinerei? Kosin hat keine Zeit zu warten, bis Fedorowitsch bis zehn gezählt hat. Er weiß auch so, was er tun muß; denn die Überprüfung der Elektronik einer Rakete ist sein tägliches Brot. Er arbeitet, daß sein Gesicht schweißnaß zu glänzen beginnt. ▶

Unbemerkt hat der Schiedsrichter auf eine zweite Stoppuhr gedrückt. Dann schaut er betont gleichgültig in die Ferne, in die Steppe hinaus. Vielleicht will er sich nicht anmerken lassen, was er von dieser Störung weiß, die möglicherweise eine heimtückisch zurechtgebastelte „Einlage" ist?
Kosin findet einen defekten Stecker und wechselt ihn aus. Der bislang so teilnahmslos erscheinende Schiedsrichterblick ruht nun mit anerkennendem Ausdruck auf dem Elektrotechniker. Er hat die Zeitnorm eingehalten.
Als soweit alles fertig ist, läßt Fedorowitsch den Startplatz räumen. Dann erbebt die Rakete und richtet sich samt ihrem Transportwagen, der zugleich Montagegerüst ist, langsam auf. Eine Sirene heult. Jetzt sind nur noch die Männer, die den Sauerstoffträger auftanken und die letzten Luken schließen, auf dem Startplatz. Doch das geht schnell. Dann ertönt die Sirene zum zweiten Mal. Alle sind in Deckung, und die Rakete steht nun ohne jede Stütze hochaufgerichtet auf dem Starttisch ...
In der Startzentrale drückt der Kommandeur schließlich den roten Knopf mit der Aufschrift „Start" nieder. Eine brodelnde Qualmwolke verhüllt unmittelbar darauf den Starttisch. Zunächst ganz allmählich klettert die Rakete über diese Wolke hinaus, steigert ihre Geschwindigkeit und jagt schließlich, einen grell leuchtenden Feuerschweif hinter sich, davon.
Eine Weile noch hört man das Getöse ihrer Triebwerke, dann herrscht wieder Stille. Erwartungsvolle Stille. Der Kommandeur schweigt. Kosin schweigt, und auch der Schiedsrichter hüllt sich in Schweigen. Minutenlang. Das riesige ballistische Geschoß rast inzwischen hoch über der Erde dahin, neigt sich ihr allmählich wieder zu.
Und dann trifft am Startplatz endlich die so heiß ersehnte Meldung ein: Treffer!
Laut schreien die Soldaten ihr „Hurra!" heraus. Unter ihnen glückstrahlend der Kommandeur. In der Hand hält er einen farbenfrohen Strauß. Steppenblumen. Vom Schiedsrichter gepflückt.
Als der Jubel wieder abklingt, sagt Fedorowitsch: „Na, hoffentlich hat unsere Kapelle auch etwas Vernünftiges einstudiert!"



Ist alles klar? Ein letzter prüfender Blick, dann wird mittels elektrischem Megaphon und Sirene das Signal zum Räumen der Startstellung gegeben.

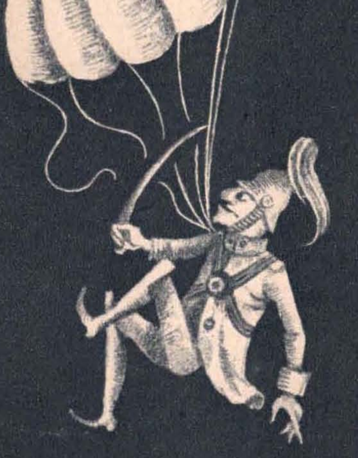
Wie Zwerge wirken die Männer der Bedienungsgruppe neben dem „feurigen" Riesen – und doch sind sie es, die ihm ihre Befehle aufzwingen. ▶



Anekdoten

„Haben Sie schon gehört", wurde Leutnant von Zitzewitz mitgeteilt, „im Stadttheater geht morgen die Cavalleria rusticana über die Bühne?" „Unglaublich", entgegnete v. Zitzewitz kopfschüttelnd, „wie d i e ihre Pferde da hochbringen wollen?"





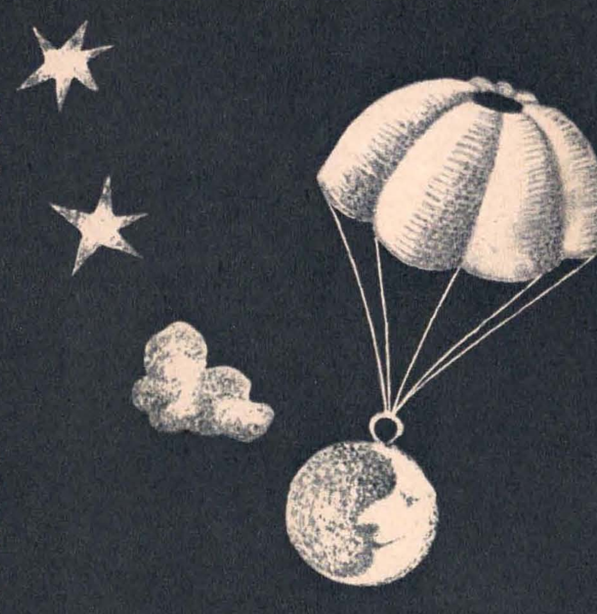
Inspektion beim Säbelfechten durch Oberst von Zackwitz. „Schauen Sie nur, wie der Sergeant dort zuschlägt", sagte der Adjutant zum Oberst. „So etwa muß es ausgesehen haben", antwortete von Zackwitz, „als damals König Alexander mit seinem Schwert Damoklecks den gotischen Knoten in die Flucht trieb."



„Ich weiß nicht, wohin ich nach Beendigung meiner Ausbildung komme, Darling", sagte James Gootwood zu seiner Braut. „Ich darf das auch nicht offen schreiben. Aber merke Dir, wenn ich ein ‚D' oben rechts hinsetze, dann bin ich in Deutschland, bei einem ‚Ph' auf den Philippinen, und wenn ich ein ‚V' schreiben müßte, dann hat es kaum einen Zweck, auf meine Rückkehr zu warten."

Illustrationen:
Hille Blumfeldt · Horst Bartsch

„Was wäre, wenn der Fallschirm sich nicht öffnet?“ wurde der witzige britische Meisterpilot der zwanziger Jahre, Thorton Dyke, von einer hübschen Reporterin gefragt. „Ich brauchte den Schirm dann nicht wieder zusammenzufalten, mein Fräulein“, erwiderte der Meister.





Ein Mitglied der Inspektionsgruppe inspiziert die Küche und fragt gesprächig den ersten Koch, was er im Zivilberuf sei. „Koch.“ Der zweite antwortet „Fleischer!“ Als er den dritten fragt, erhält er zur Antwort: „Schmied!“ Der Offizier fragt verwundert: „Was machen Sie denn als Schmied in der Küche?“ Prompt kommt die Antwort: „Ich verwalte die eisernen Rationen!“



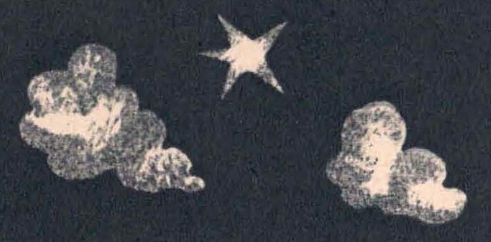
Eine Woche, nachdem ihr Sohn Soldat geworden war, legte sich die Mutter zu einem Mittagsschläfchen in sein Zimmer. Sein Bett war noch immer warm und behaglich, und sie spürte förmlich seine Gegenwart. Sie schrieb ihm, „entweder hat mir die Phantasie einen Streich gespielt oder es ist eine übernatürliche Erscheinung, die mich so getröstet hat . . .“
Er schrieb zurück: „Entschuldige, Mutter. Bitte schalte mein Heizkissen ab.“



Ein Fliegeroffizier brachte in die Karosseriewerkstatt einen Wagen mit einem schwerbeschädigten Vorderteil. Auf die Frage, wie das passiert sei, sagte der Flieger verlegen: „Als ich hinter einem anderen Wagen herfuhr, versuchte ich die Steuersäule nach hinten zu ziehen, um über ihn hinwegzufliegen.“



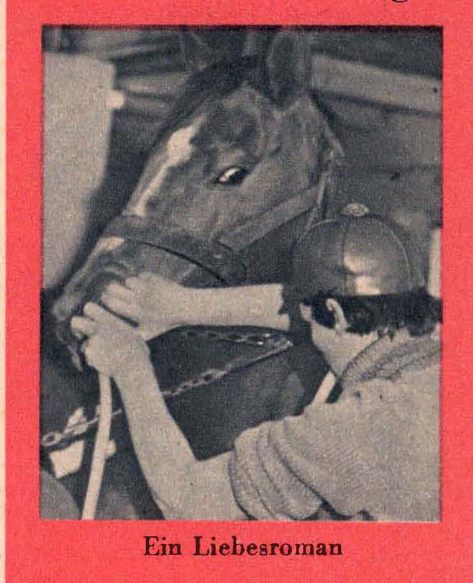
Ein junger Offizier tat im Stab eines sehr fähigen Admirals Dienst, der dafür bekannt war, daß er keiner Entscheidung auswich, eine einmal getroffene Entscheidung aber nur sehr ungern nachträglich änderte.
Der junge Mann schickte ihm einmal ein Memorandum über einen Plan, den er ausführen wollte. Das Memorandum kam prompt mit einem roten „Nein“ über seinem Namenszeichen zurück. Da er aber seinen Plan immer noch für gut hielt, ging er zum Admiral und gab ihm weitere Erläuterungen. Der hörte aufmerksam zu, stellte Fragen, machte Ergänzungsvorschläge und sagte schließlich: „Was Sie da vorgeschlagen haben, hat Hand und Fuß. Prima Idee. Schade, daß ich nein gesagt habe.“



In einer Luftlandeschule der australischen Armee fragt der Ausbilder einen zukünftigen Springer: „. . . und Sie haben noch nie an einem Fallschirm gehangen?“
„Nein“, antwortet der Soldat verwundert.
„Was können Sie denn überhaupt?“ fragt der Ausbilder ärgerlich.
„Zwei Fremdsprachen!“
„Na, die haben Sie völlig umsonst gelernt“, winkt der Ausbilder verächtlich ab, „oder glauben Sie, daß Sie da oben einem Ausländer begegnen?“

Von G. Kuhl und H. Huth

Romane, die unser Leben schreibt



Hans ist ein kluges, vernünftiges Tier, und vielleicht hat er es gerade deshalb nicht leicht mit den Menschen.
Seine Freundin, die ihm am Halfter hält, hat ihm eben über den Hals gestrichen und in der Vorfreude auf den Sommer ins Ohr geflüstert: „Auf dem Rücken der Pferde liegt das Glück dieser Erde". So verheißungsvoll das auch klang – Hans weiß, daß er die meiste Zeit Ackergeräte ziehen wird; denn seine LPG in Wartenberg liegt vor den Toren Berlins, und hier gibt es Rieselfelder, und auf denen sticht er, Hans, noch immer den Traktor aus.
Hans' Freundin ist eine Frau Doktor. Er ist stolz und bekümmert darüber zugleich. Die Schlange (ohne Äskulapstab) an der Windschutzscheibe ihres „Trabanten" verrät sie als Tierärztin. Ja, ihre Hände können zärtlich seinen Hals tätscheln, sie können aber auch derb und fest und entschlossen einen dicken Schlauch 1 Meter tief in seine Nüstern drücken und einige Liter Wasser hineingießen. Nasenschlundsonde nennen die Menschen das, und eine Pferdekur ist es. Und obendrein muß er es sich dann vielleicht noch anhören, wie ein Kind auf der Straße daherplappert: „Du, Mama, wie mir die Pferde leid tun, daß sie sich nicht in der Nase bohren können!" Doch jetzt ist Hans zornig auf uns, weil wir seine Frau Doktorin, wie es ihm schien, verärgert hatten. In der Tat hatte sie uns abweisend und stirnrunzelnd gefragt: „Ist das ein Witz?" Aber folgendes war und ist kein Witz: Monatlich werden im anderen Deutschland Hunderttausende „Eva-Arzt-Romane" und „Eva-Tierarzt-Romane" von vielen Frauen ebenso selbstverständlich erstanden wie die Margarine, die Butter, die Wurst. Und damit man ganz im Gegensatz zu den anderen Nahrungsmitteln bei diesen Heften für 70 Pfennige immer die gleiche Qualität erhält, hat der Verlag für seine Schreiber strenge Güteforderungen erlassen. Erst als Hans' Freundin, die Tierärztin, von ihrer Echtheit überzeugt war, erklärte sie sich nachsichtig bereit – „Mein Gott, müssen die Journalisten Zeit haben!" – ihre Kommentare dazu zu geben. Der erste war eine unwillige Geste mit der Rechten, der zweite – ebenso kurz – der Satz: „So ein Quatsch!"
Drüben sind nämlich die Richtlinien für den Wohnort der Tierärzte der „Eva-Romane" beinah verfassungswidrig.
„Der Tierarzt hat", wie der Verlag dekretiert, „seine Praxis in der Stadt. Er soll möglichst nicht auf dem Dorfe angesiedelt werden."
Dazu unsere Tierärztin: „Denen sind wohl die Dorfstraßen zu schmutzig! Wenn eine Kleinstadt zentral zwischen den Dörfern liegt, die ein Tierarzt betreut, dann wohnt er zweckmäßigerweise in der Stadt. Anderenfalls aber sollte er gerade auf dem Dorfe angesiedelt sein. Ich bin ja sogar Mitglied der LPG geworden."
LPG – das riecht ja schon bedenklich nach Politik, und davon wollen die Verleger der „Eva-Tierarzt-Romane" nichts wissen:
„Politische Themen, etwa die Problematik der deutschen Spaltung, dürfen im Tierarztroman nicht zur Sprache kommen."
„Als ob der Tierarzt auf dem Monde lebt", sagt unsere „Eva mit der Schlange". Sie erbost sich dabei nicht; denn „dieser Quatsch" liegt ihr einfach unter dem Strich: „Als ob der Tierarzt auf dem Monde lebt! Bei uns ist die Verantwortung des Tierarztes gewachsen. Früher kam er, wenn er gerufen wurde. Alles andere interessierte ihn nicht weiter. Heute ist auch für die Tierärzte die Prophylaxe das Wichtigste. Nicht nur bei der Impfung gegen Seuchen. Jeden Monat stelle ich zum Beispiel Trächtigkeitsuntersuchungen an. Und in großen LPGen des Typs III ist es

sogar vertretbar, ja nützlich, daß der Tierarzt Mitglied der LPG wird. Und wenn wir weiter in die Zukunft schauen: Mit dem Übergang zu den Kooperationen zeichnet sich bei den Tierärzten sogar eine Spezialisierung ab – zwei Richtungen der Rinderhaltung, für Krankheiten und Zucht, und eine dritte für Schweine. Wenn man einige Jahre diese Entwicklung mitgemacht hat, möchte man seine Arbeit nicht mehr tauschen."

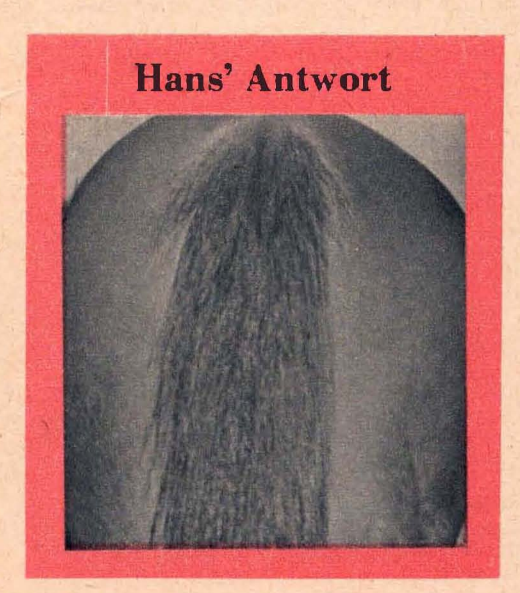
So also sieht es mit dem Tierarzt bei uns aus, einem Beruf, der nach den Worten von Hans' Freundin eine „Kreuzung zwischen Wissenschaftler und Handwerker" sein soll. Ohne Selbstironie aber sagt sie dies: „Ein schwerer Beruf für eine Frau. Vielleicht manchmal zu schwer, wenn zum Beispiel ein Kalb im Mutterleib zersägt werden muß. Aber wir haben ja auch Tierkliniken."

Nicht wegen der Schwere des Berufes, sondern weil die Frau – zumindest geistig – nur an den Kochtopf gehören soll, sind die „Eva-Tierarzt-Romane" natürlich ausschließlich Romane über Tierärzte mit hübschen Evas. Unsere Tierärztin aber kann sogar sagen: „Wir von der Leitung der LPG."

Der Verleger erklärt auch: „Der Eva-Tierarzt-Roman ist ein Liebesroman." Was soviel heißt wie: Liebt nicht nur die Evas und die Tiere und den Kochtopf, sondern auch die Regierung, die die Bauern legt und unzureichend Seuchen bekämpft, liebt die Gutsbesitzer.

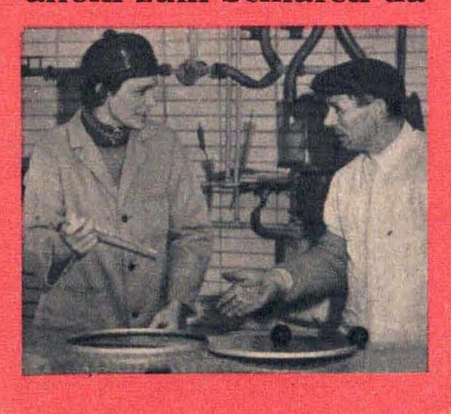
Und dabei sagt der Verleger: „Die Romane spielen in Deutschland unter deutschen Menschen." Was es doch in „Deutschland" nicht alles so gibt – sogar das Alleinvertretungs„recht" in 70-Pfennig-Kitschheften.

Hans' Antwort



Hans' Antwort darauf ist ganz unzweideutig. Wenden wir uns deshalb auch ab und einem anderen Buch hin.

Die Nacht ist nicht allein zum Schlafen da



Wir blättern in einem Buch, das handschriftliche Notizen enthält, nüchterne Zahlen und kurze Sätze:

„A 868 4/4 behandelt
A 709 Nachgeburt abgenommen ..."

Das hat die Tierärztin geschrieben. 4/4 bedeutet: Das ganze Euter der Kuh A 868 wurde behandelt.

Dann lesen wir weiter:

„842 heute besser gefressen.
Stall III kein Mist geschoben. Zur Zeit des Fertigmachens des Stalls III kam Mischfutter."

Dies hat der Schichtleiter ins Buch geschrieben – für die nächste Schicht. Seine Schicht konnte nicht mehr entmisten – nicht weil die Zeit dazu fehlte. Aber die Kühe haben eine genau bestimmte Ruhezeit. Anderenfalls würde sofort der Milchertrag sinken.

Vor zwei, drei Jahren gab es dieses Schichtbuch noch nicht, weil es auch keine Schichten gab, und das ist eine Geschichte aus Vergangenheit und Gegenwart ...

In der Kühlwanne summt das Rührwerk. Der Meßstab tanzt auf der Milch, unermüdlich, wie eine Boje bei Seegang. Das Thermometer zeigt vier Teilstriche über Null. Es ist Abend, Viertel vor sechs.

Ein Melker nach dem anderen trudelt ein, auch der Traktorist und der Schichtmeister.

Fünf nach sechs drückt der Schichtmeister seine Kippe aus: „Los geht's, Jungs." Sie betreten durch einen Verbindungsgang, in dem Rohrleitungen sich längs der Decke ziehen, den ersten der drei Kuhställe, greifen nach Forken und Besen, kratzen Mist von den Ständen, säubern die Krippen. Der RS 09 schiebt den Dung nach draußen und frisches Stroh in den Stall.

Früher, als in jedem Stall noch zur gleichen Zeit gemolken wurde, als jeder Mann zweimal am Tag für fünf Stunden zu seinen Kühen ging, gab es oft Krach. Jeder wollte den Mist zuallererst los sein und gleich zu Beginn das Futter für seine Tiere. Die Gunst des Traktoristen stand hoch im Kurs. Solch Zank ist vergessen. Rhythmus und Reihenfolge der Arbeiten wurden mit dem Schichtbetrieb neu bestimmt. Während nun vier von ihnen Mais füttern – eine

halbe Stunde vorm Melken im Stall I – spült ein anderer noch einmal die Rohrleitungen durch, stellt Eimer mit Lappen und warmem Wasser und einen Schuß Purin B zum Euterwaschen bereit und hängt die Vormelkbecher an. Am Ende der Schicht ist er es noch einmal, der das Rohrsystem zunächst kalt durchspült, dann mit einer Reinigungslauge und schließlich ein drittes Mal mit Desinfektionslösung.
Später, als drei von ihnen mit den Melkzeugen in den Reihen aufeinanderzuarbeiten, bedienen die anderen schon die Kühe im zweiten Stall.
Pünktlich um halb elf geht im ersten dann das Licht aus. Die Tiere haben sich noch sattgesoffen, ihre Krippen sind sauber und die Fanggitter wieder versperrt. Es wird Ruhe im Stall I, bis sechs früh. Acht Stunden haben die Kühe Zeit zum Kauen.
Die Arbeit der Melker dieser Schicht ist im letzten der drei Ställe um drei Uhr dreißig beendet. Dann beginnt ihre Freizeit, ungeteilt, bis zum nächsten Abend um sechs.
Das Schichtsystem ist in Wartenberg an die Stelle des seit eh und je gebrochenen Arbeitstages der Melker getreten. Das Jahr des Melkers hatte 365 Arbeitstage. Der Abend war auch fürs Fernsehen nichts wert, weil die Melkernacht um zwei Uhr schon zu Ende ging. Der Vormittag taugte zum Schlafen, es sei denn, die Tierärztin hielt vor dem Stall. Da hatte der Melker dann Hilfe zu leisten. Und zweimal am Tag denselben Weg, hin zum Stall und wieder zurück. Genau einmal zuviel. Das alles ist in dieser Genossenschaft nun vergangen. Überdies meistert der Melker nun 35 Kühe, wo er zuvor 18 bis 25 schaffte.
Natürlich haben die Kühe dumm geguckt, als der Freß- und Melkrhythmus geändert wurde. Doch daran gewöhnten sie sich innerhalb weniger Tage, auch an die andere Hand in der zweiten Schicht. Und die Männer? Sie wissen, welche Kuh sich mit der Maschine fast ausmelken läßt und welche mehr mit der Hand bearbeitet werden will.

Als ich noch ein Schweizer war

„Die Arbeit in der Rinderhaltung ist eine kollektive Arbeit", sagt die Tierärztin, „da müssen alle an einem Strang ziehen." Dennoch haben auch in Wartenberg einige besonderen Anteil an den Fortschritten.
Dies ist der Bericht des Schichtmeisters Genossen Hochmann:
Ich liebe das Vieh, bin mit ihm großgeworden. Früher, in Ostpreußen, war ich Schweizer. Auf Gütern, bei Großbauern, die nur einen Melker hatten. Melkerarbeit war schon immer Nachtarbeit. 30 Kühe mußten wir täglich zweimal mit der Hand melken – eine Knochenarbeit. Einen Tierarzt habe ich kaum jemals gesehen. Hätte ich oft nach dem Tierarzt gefragt, wäre ich in den Augen des „Herrn" ein schlechter Schweizer gewesen.
Nach dem Krieg habe ich im Tiefbau gearbeitet. Als die Partei sagte: „Industriearbeiter aufs Land?" bin ich als Parteiloser nach Wartenberg gekommen. Damals haben wir auch hier noch mit der Hand gemolken. Ich habe dann einen Lehrgang für Melkmaschinen besucht. Durch den Krieg hatte ich alle Papiere verloren, und ich mußte den Facharbeiter nachmachen. Später ging ich auf Meisterschule. Dann bekamen wir auch schon die Rohrmelkanlagen.
Das Prinzip des Schichtsystems ist einleuchtend, und wenn eine LPG die genügende Zahl Vieh und geräumige Ställe besitzt und morgen gleich das Schichtsystem einführt – dann fällt sie auf die Nase.
Ein ganzes Jahr hat dagegen unsere Parteigruppe das Schichtsystem vorbereitet. Es ging doch dabei nicht nur um eine neue, ausgetüftelte Organisation, sondern ebensosehr um das Bewußtsein. Früher hatte jeder Melker seine eigenen Kühe, heute werden sie zumindest von zwei Melkern betreut. Deshalb sagte mancher auch anfangs: „Ich weiß nur genau, was ich selbst leiste. Laßt es deshalb beim Alten!"
Noch ernster zu nehmen war eine andere Gefahr: Wenn einer schludert, kann er es den anderen in die Schuhe schieben. Eine Kuh ist ein lebendiges Wesen. Wird sie nicht ausgemolken, dann wäre nicht nur wie meist im Betrieb ein Werkstück Ausschuß, sondern sie wird erkranken. Oder wird eine leichte Krankheit nicht beachtet, kann leicht eine schwere draus werden, und das Tier verendet. So waren und sind Vertrauen und Verantwortungsbewußtsein ebenso sehr Voraussetzung für das Schichtsystem wie eine genügende Zahl Vieh und Ställe und moderne Melkeinrichtungen.
Ein Jahr organisierte und plante, diskutierte und überzeugte unsere Parteigruppe. Der Erfolg ist nicht nur die Arbeitserleichterung und der höhere Gewinn. Manche haben sich qualifiziert, und 70% der bei uns in der Rinderzucht Beschäftigten sind heute Mitglied der Partei. Und im Programm unserer Parteigruppe Viehwirtschaft sind für dieses Jahr nicht nur 1 Kilogramm Milch mehr je Kuh und Tag geplant, sondern auch Schulungen und Lehrgänge. Bis zum Jahrestag der Oktoberrevolution wollen die Kollektive der Milchproduktion im Hof III „Brigade der sozialistischen Arbeit" sein.

Das Mißgeschick

Eine Erzählung von Rolf-Peter Bernhard

Im Kanonenofen zischen und säuseln saftpralle Birkenscheite. Unstet hüpfen blaue Flämmchen. Unterleutnant Ernst Naumann hockt vor dem Feuerungsloch, den Kopf in die Fäuste gestützt.
„Wie konnte das nur passieren! Ich habe doch meinen Zug auf die Übung vorbereitet, so gut ich es vermochte".
„Im Funkpolygon klappte alles?"
Ernst Naumann wendet sich dem Oberleutnant zu, der ein wenig abseits von ihm auf einer Kiste kauert.
„Alles. Nicht ein Genosse vom zweiten und dritten Halbjahr blieb unter der Note zwei."
„Ohne Augenzwinkern?"
„Selbstbetrug?" Ernst Naumann schüttelt den Kopf. „Jeden Genossen habe ich selbst abgehört. Es ist mir ein Rätsel."
„Versagten alle Genossen?"
„Nein. Alle nicht. Vor allem der Genosse Mansfeld hat gezeigt, daß er ein Klassefunker ist. Jeden Spruch hat er fehlerfrei aufgenommen."
„Mansfeld ... Mansfeld ...?" Der FDJ-Sekretär grübelt.
„Er ist erst kaum vierzehn Tage bei uns. Aus dem Nachrichtenbataillon kommt er. Ein stiller, zurückhaltender Junge."
„Was sagten Sie? Aus dem Nachrichtenbataillon?" Der Sekretär richtet sich auf. „Und im Ausbildungsraum hat wirklich alles hingehauen?"
Ernst Naumann nickt.
„Dann muß dort der Hase im Pfeffer liegen."
„Aber", gibt Ernst Naumann zu bedenken, „unser Polygon ist von Leutnant Harz entwickelt worden. Harz war Amateurfunker. Kein Unbekannter. Ein As der GST."
„Ich weiß es. Dennoch, dieses Polygon ..."
Im Ofen knistern die Birkenscheite.
Das Teewasser im Kochgeschirr siedet.

„Du! Mansfeld!"
„Was ist?"
„Sag' mal, wie hast du es bloß fertiggebracht, die neunzig Sachen zu hören und aufzuschreiben? Ganz ohne Fehler."
Lothar Mansfeld dreht sich auf die Seite.
„Ich weiß nicht, wie du das meinst."
„Dieses Gefiepe und Gepiepe! Und dann noch so ein elender Beat dazwischen! Mich hat das verrückt gemacht."
„Stört dich das so sehr?" Lothar Mansfeld richtet sich auf. „Da habe ich schon ganz andere Sachen erlebt."
„Nun mach' aber einen Punkt", mischt sich ein dritter Genosse ein.
„Wieso, Busch? Nachts fallen immer viele Stationen ein. Weitaus mehr als am Tage. Und der Gegner? Meinst du, der klärt unsere Frequenz nicht auf?"
„Na und?"
„Aus diesem Wirrwarr das Richtige herauszuhören, ist doch nur Übungssache. Mein erster Kompaniechef, das war ein Fuchs! Wenn der am Schaltpult saß ... Das Magnetofon piepleise gestellt, den Störempfänger aufgedreht – und das eine halbe Stunde lang."
„Was sagst du? Störempfänger?" Helmut Busch kraust die Stirn.
„Im Polygon?" Achim Holtz lacht auf. „Gibt's doch gar nicht!"
„Was? Ihr habt ohne Fremdfrequenz trainiert? Ohne Störungen? Das haut mich um!" Lothar Mansfeld angelt eine zerknautschte Juwelschachtel aus der Knietasche. „Habt ihr Feuer?"
„Zimmerlautstärke!" murrt es aus der anderen Zelthälfte. „Du kriegst gleich eins auf deinen blöden Störsender! Angeber!"
„Wißt ihr", flüstert Lothar Mansfeld, „das müssen wir ändern."
„Wir?" fragt Achim Holtz.
„Es ist nicht schwer, solch einen ..."
„Ruhe!"
„Schlafen wir erst einmal zwei, drei Stunden", sagt Lothar Mansfeld.
Auf die Zeltplanen prasseln Regentropfen.

„Gefreiter Mansfeld!" hallt es über den Kasernenflur. „Gefreiter Mansfeld!"
„Was gibt's?" fragt Lothar Mansfeld durch den Türspalt.
„Sofort zum Zugführer!"
„Holla, holla", erwidert er. „Ich bin ja schon halb ausgezogen ..."
Er blickt auf die Uhr. Es ist kurz nach zwanzig Uhr.
„Was will der Naumann jetzt noch von dir?"
„Keine Ahnung."
Das Dienstzimmer ist verschlossen.
„Wo ist denn Unterleutnant Naumann?"
„Na, wo schon. In seinem Zimmer", antwortet der Unteroffizier vom Dienst. ▶



„Aber da ist doch alles zu."
Der Stabsgefreite grinst.
„Mensch, Neuer. Der wohnt doch hier in der Kaserne."
„Was?" Lothar Mansfeld ist verdutzt. „In sein ... Erlaub dir keinen Spaß mit mir!"
Der andere schüttelt den Kopf.
„Mach' schon, daß du hinkommst."
Das ist dir auch noch nicht passiert, denkt Lothar Mansfeld, als er über die Kasernenstraße geht. Andere Einheiten, andere Gepflogenheiten ...

Durch den Türspalt dringt Licht. Leise Musik ist zu hören.
Auf Mansfelds Klopfen folgt kein gestrenges Herein, sondern ein Bitte!
Lothar Mansfeld schlägt die Hacken zusammen, legt die Hand an den Mützenschirm.
„Genosse Unterleutnant, Gefreiter ..."
Ernst Naumann winkt ab.
„Hatten Sie heute abend etwas Besonderes vor, Genosse Mansfeld?" fragt der Zugführer.
„Eigentlich nicht, Genosse Unterleutnant. Lesen wollte ich. Man muß auf dem laufenden bleiben. Die Biochemie hat Siebenmeilenstiefel", antwortet der Gefreite.
„Gut. Dann setzen Sie sich bitte. Trinken Sie mit mir eine Tasse Tee?" Ernst Naumann stellt zwei Tassen und einen Samowar auf den Tisch. Lothar Mansfeld ist verdattert.
Der Unterleutnant füllt die Tassen. „Sie sind jung in der Abteilung, und ich bin es auch. Erst vor fünf Wochen habe ich den Zug übernommen. Ehrlich, mir wäre es lieber gewesen, wenn ich in ein Nachrichtenbataillon gekommen wäre, aber ...
Sie kommen aus einem solchen Bataillon. Sie haben allerhand Erfahrung. Warum, frage ich Sie, ging bei unserer Übung so vieles daneben?"
Ernst Naumann sieht dem Gefreiten in die Augen. „Wo liegt der Fehler, den wir gemacht haben?"
Lothar Mansfeld zögert mit der Antwort.
„Reden Sie schon. Ganz offen."
„In Ihrer Ausbildungsweise, Genosse Unterleutnant. Im Polygon bringen die Genossen lauter Einsen und Zweien, auf dem Gefechtsfeld aber ..."
„... versagen sie." Der Zugführer nickt. „Und weshalb? Konkret."
„Unsere Genossen haben sich zu sehr an die saubere Gebeweise des Ausbilders gewöhnt."
„Also doch das Polygon."
„Das Polygon ist Klasse, aber etwas fehlt."
„Ein Störempfänger."
„Ganz richtig, Genosse Unterleutnant. Ich habe auch schon mit den Genossen darüber gesprochen ..."
„Es dürfte nicht schwer sein, die Anlage durch einen Störempfänger zu vervollkommnen. Machen Sie mit? Am Wochenende?"
„Warum sollte ich nicht."
„Und die Genossen Ihres Trupps?"
„Busch und Holtz werden bestimmt dabeisein. Mit den anderen ..."

„Das reicht, Mansfeld. Zu viert schaffen wir's. Sind wir zu viele, stehen wir uns nur gegenseitig im Wege."

Zwei Tage später klebt an der Wandzeitung die Verpflichtung.
Zu Ehren des VIII. Parlaments der Freien Deutschen Jugend verpflichten sich die Genossen Unterleutnant Naumann, Gefreiter Mansfeld, Funker Busch und Funker Holtz durch den Einbau eines Störempfängers das Funkpolygon zu verbessern. Dadurch wird eine gefechtsnahe Ausbildung ...
Wie es der Zufall will, liest Unteroffizier Lück diesen Artikel als erster.
„Also, das ist ein Ding! Das Polygon wollen sie verbessern. Mein Polygon. Verbessern?" Werner Lück zerreibt den Zigarettenkippen unter der Stiefelsohle. „Und ausgerechnet die vom zweiten Trupp."
„Was brummelst du dir denn in den Bart?"
Der Funkobermechaniker schaut sich um. Hinter ihm steht der Mechaniker des Fernsprechzuges. „Da. Lies!"
„Toll! Eigentlich eine ganz einfache Sache, man muß nur darauf kommen."
„So meinte ich das nicht. Aber ..." Werner Lück schluckt. „Schließlich haben Leutnant Harz und ich das Polygon entworfen ..."
Der Mechaniker lächelt. „Mensch, Lück, alter Junge. Niemand ist allwissend."
„Warum nur hat der Zugführer nicht mit mir darüber gesprochen?" fragt Werner Lück leise und vorwurfsvoll.
„Gekränkt?"
„Gekränkt, gekränkt ... Ich kenne das Polygon wie meine Westentasche, jedes Drähtchen, jedes Schräubchen, jede Lötstelle. Als es mit dem Material haperte, bin ich in meinen Betrieb gefahren, um etwas loszueisen. Und nun ..."
Werner Lück schüttelt den Kopf.
„Mach doch mit. Sprich mit dem Zugführer, oder schreib' einfach deinen Namen hierunter."
„Du hast gut reden. Gleich würden wieder einige lästern: ‚Ohne Lück drei Schritt zurück!' Nein, sollen sie doch ohne mich fertig werden."
„Das werden sie auch, aber", der Mechaniker legt dem Unteroffizier die Hand auf die Schulter, „zusammen mit dir werden sie es einfacher haben. Sie werden es schneller schaffen. Es wird besser gehen."
Werner Lück schüttelt den Kopf.

Das Wochenende naht. Da wird der Zugführer durch ein Telegramm nach Hause gerufen. Seine Mutter ist verunglückt.
Nun soll der Truppführer den Funkern helfen. Er aber wird zu einem Hallenhandballturnier kommandiert ...
„Mansfeld, was meinst du? Wollen wir nicht doch lieber bis zum nächsten Sonnabend warten? Wir drei Hanseln ..." Helmut Busch ist skeptisch. „Ja, wenn Lück mitmachen würde ..."
„Ach, was! Es geht auch ohne ihn", widerspricht Achim Holtz.
„Lück kennt die Anlage in- und auswendig. Er hat sie entworfen."
„Er soll nicht immer den Unentbehrlichen spielen. Klar, er kann was. Er hat bei der Armee seinen zweiten Facharbeiterbrief gemacht. Aber seit ihm der General die Hand geschüttelt hat, glaubt er, goldene Tressen zu tragen." Achim Holtz macht eine abfällige Handbewegung. „Das Ding hier kriegen wir allein angeschlossen. Das wäre doch gelacht."
Lothar Mansfeld wiegt nachdenklich den Kopf. „Ganz so unrecht hat Busch nicht. Solch ein Po-



lygon ist kein Spielzeug. Zwanzigtausend Mark nach Feierabend geschaffen . . ." gibt er zu bedenken. „Und vor allem, wir sind keine Fachleute. Holtz, du bist Starkstrommonteur. Hier haben wir es mit Schwachstrom zu tun. Busch ist Elektriker. Ein paar Wochen nach der Lehre ging er zur Armee. Und ich? Funken, ja, das kann ich. Sonst aber . . ."
„Ach, Männer, was sollte da schon schiefgehen. Los, trödeln wir nicht länger." Achim Holtz reibt sich die Hände. „Unser guter Funkobermechaniker soll Stielaugen machen."

Der Einbau des Störempfängers hat länger gedauert als die drei angenommen hatten. Sonntagvormittag ist es geworden.
„So, jetzt noch die Drähte einlöten und fertig ist die Kiste."
„Paß' ja auf, Achim!" warnt Lothar Mansfeld.
„Ich werde schon achtgeben."
Das Lötfett zischt unter dem warmen Kolben. Ein brenzliger Geruch steigt auf.
„Verwechsle nur nicht die Drähte."
„Macht mich nicht nervös!"
Lothar Mansfeld schwitzt. Helmut Busch saugt unentwegt an der Zigarette.
„Fertig."
Achim Holtz reibt sich die Augen.
„So, nun wollen wir mal hören, was wir da vollbracht haben."
Lothar Mansfeld schaltet die Anlage ein. Kein Ton aus dem Lautsprecher. Kein Laut in den Kopfhörern. Stille. Beklemmende Stille.
„Verdammt!" Lothar Mansfeld wird blaß.
„Immer mit der Ruhe", besänftigt ihn Achim Holtz. „Sicher ist das nur eine kalte Lötstelle. Das kommt vor."
„Oder die Heizfäden der Röhren sind durchgebrannt."
„Oder der ganze Tongenerator ist hin."
„Quatsch!"
Noch einmal lötet Achim Holtz.
Noch einmal wird die Anlage eingeschaltet.
Sie bleibt stumm.
Niedergeschlagen hocken sie sich auf den Tischrand.
„Was nun?" Lothar Mansfeld kaut auf der Unterlippe.
„Lück", sagt Helmut Busch.
Achim Holtz zuckt die Schultern.
„Ich komme ganz gut mit ihm aus. Ich werde mit ihm reden. Er wird uns helfen."
„Und wenn nun wirklich der ganze Röhrensatz hinüber ist?"
Lothar Mansfelds Frage schwebt im Raum.
„Ich suche Lück", sagt Helmut Busch.

Helmut Busch hastet Treppen herauf, läuft Flure entlang, klopft an diese Tür und öffnet jene. Wohin er sich auch wendet, nirgends ist Werner Lück zu finden, niemand weiß, wo er sich aufhalten könnte. Und auch keiner der anderen Mechaniker ist in der Kaserne. Endlich erfährt er an der Wache, daß Werner Lück schon am frühen Morgen die Kaserne verlassen hat . . .

„Was machen wir nur?" Fragend sieht Helmut Busch seine Kameraden an.
„Uns bleibt nichts anderes übrig, als zu warten, bis der Truppführer zurück ist", sagt Achim Holtz.
„Oder Unterleutnant Naumann. Das kann spät werden."
„Aber morgen früh ist Unterricht. Wir müssen dem Offizier vom Dienst melden, daß das Polygon ausgefallen ist."
„Ach, was soll das, Lothar. Der OvD. kann uns auch nicht retten. Einen Spezialisten brauchen wir."
Helmut Busch zuckt die Schultern.

Gegen Abend kehrt Werner Lück aus der Stadt zurück.
„Sie wurden gesucht, Genosse Unteroffizier", sagt ihm der Wachhabende.
„Ich? Von wem?"
„Von einem Funker. Hm . . ." der Wachhabende überlegt. „Busch, ja, Busch heißt er wohl."
„Dann ist . . . Schönen Dank."
Schon ist er zwanzig, dreißig Meter gegangen, da kehrt er noch einmal zurück.
„Genosse Feldwebel. Ich habe eine Bitte. Um neunzehn Uhr hatte ich mich hier mit meiner Freundin verabredet. Sollte ich mich nun verspäten . . ."
„Schon gut. Wie sieht sie denn aus?"
„Sie ist eine schlanke, zierliche Blonde. Einen marineblauen Mantel wird sie tragen."
„Geht in Ordnung", sagt der Wachhabende und schmunzelt stillvergnügt. „Ja, ja, die Liebe. Und wir? Wir werden langsam alt."

„Na, das dachte ich mir doch." Werner Lück kann nicht anders, er muß hell auflachen.
„Die uralte Mechanikerfalle! Da haben doch die Burschen in ihrer Aufregung die Heiz- mit der Anodenspannung verwechselt."
Minuten später ist die Schadenquelle behoben. Doch, woher nun, am Sonntagabend, neue Röhren holen? Oberfeldwebel Brunner wohnt zwar ganz in der Nähe, aber kann man sich zu ihm trauen? Er ist oft mürrisch, kurz angebunden . . .
Werner Lück klingelt zaghaft. Ein Hund reagiert mit keifendem Gekläff.
„Sie, Genosse Lück? Wie kommt denn das? Bitte, kommen Sie rein."
„Ich habe nicht viel Zeit, Genosse Oberfeldwebel", wendet Werner Lück ein.
„Na, na, na! Wo brennt's denn?"
„Es hat gebrannt. Im Tongenerator. Der Röhrensatz. Sie wissen doch, Unterleutnant Naumann und die . . ."
Brunner nickt.
„Ich weiß. Die Sache mit diesem Störempfänger. Übrigens, eine sehr gute Verpflichtung. Moment mal."
Werner Lück hört, wie der Oberfeldwebel auf dem Korridor seiner Frau sagt, daß er auf einen Sprung in die Dienststelle müsse.
„Wie ist Ihnen denn das passiert, Genosse Lück?"

Ich war nicht dabei. Ich war eingeschnappt, weil sich der Zugführer nicht zuerst mit mir, sondern mit Mansfeld, diesem Neuen, beraten hat; müßte Werner Lück nun sagen. Er schweigt lieber.
„Egal. Es ist ja kein Beinbruch."

Am späten Abend kehrt Ernst Naumann zurück. Kaum, daß er den Mantel ausgezogen hat, klopft es auch schon. Niedergeschlagen berichtet Lothar Mansfeld von dem Mißgeschick.
„Ihr hättet warten sollen!"
Minuten später stehen sie vor dem Tongenerator.
„Eigenartig." Ernst Naumann schüttelt wieder und wieder den Kopf. „Ich dachte, ihr hättet eine falsche, eine zu hohe Spannung angelegt... Schalten Sie doch mal ein, Genosse Mansfeld."
Im Lautsprecher knistert es.
Sprachlos schauen sich die Genossen an. Ernst Naumann bedient den Störempfänger. Er funktioniert.
„Los, Jungs, setzt euch Kopfhörer auf." Im Neunzigertempo morst der Zugführer: „Ihr seid mir vielleicht Kerle. Stop. Prima habt ihr das gemacht. Stop. Saubere Arbeit. Stop. Wirklich saubere Arbeit. Stop. Ich danke euch. Stop. Ende."
Die drei Funker sind sprachlos.
„Ob wir auch keinen Strom hatten?" fragt Achim Holtz leise. „Was sollte sonst gewesen sein?"

Erst Tage später erfährt Unterleutnant Ernst Naumann den wahren Sachverhalt. Er läßt Unteroffizier Lück und die drei Funker zu sich rufen.
„Genossen, ich habe einen Fehler gemacht, aus Unkenntnis zwar, aber Fehler bleibt Fehler. Mir hatte man gesagt, daß Leutnant Harz unser Polygon entwickelt hat, daß es unter seiner Anleitung gebaut wurde. In Wahrheit aber war es Genosse Lück.
Er war es auch, der euch dreien geholfen hat, ohne daß ihr es merktet. Euch waren die Heizfäden sämtlicher Röhren durchgebrannt."
Die Funker blicken verlegen auf die Stiefelspitzen.
„Genossen, ich habe vorgeschlagen, daß Sie belobigt werden mit der Teilnahme am Fest der Jugend und Sportler."
„Du hast uns geholfen?" flüstert Helmut Busch.
„Ach", winkt Werner Lück ab. „Eigentlich war es Oberfeldwebel Brunner."
„Das Polygon entspricht nun jeder Anforderung. Das ist Ihr Verdienst. Aber", Ernst Naumann nickt ernsthaft, „jetzt müssen wir schleunigst nachholen. was wir versäumt haben. Das Training wird komplizierter. Der Störempfänger wird unsere Fertigkeiten erhöhen. Wir aber müssen es jedem Genossen erklären. daß wir gewissermaßen neu anfangen. Helft ihr mir dabei?"
Ein vierfaches Ja ist die Antwort.

Illustrationen: Rudolf Grapentin



Lügen haben schlanke Beine



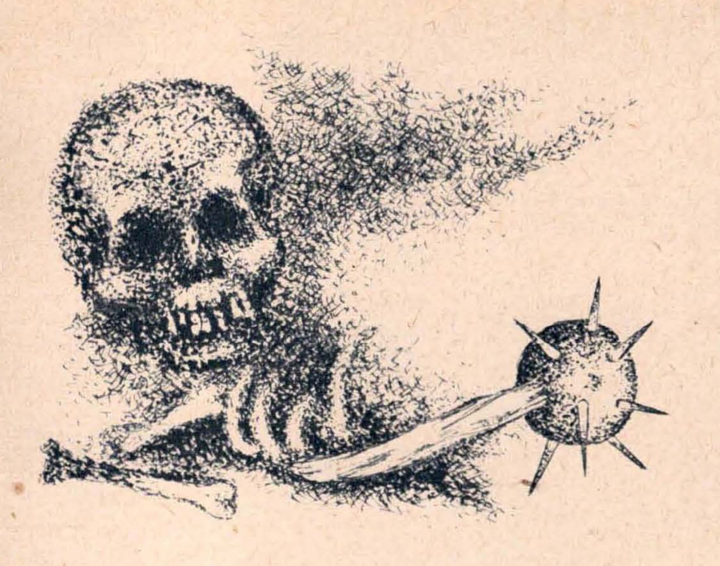
Was will denn der Lügenboss
hier im alten Ritterschloß?
Ach, er ist nicht kleinzukriegen,
landet nur, um fein zu lügen.
Irgendwo hat er gehört,
Volksarmee sei eingekehrt.
Gleich sieht er sich suchend um
nach dem neuen Publikum







und entdeckt das Schloßgespenst,
das ihm einen Trunk kredenzt.
Dabei wird dem Gast entlüftet:
das Gespenst muß spuken, klagen,
denn es hat in alten Tagen
einen Rittersmann vergiftet.
(Ihm bleibt's Wort im Halse stecken,
und der Wein will auch nicht schmecken. –)

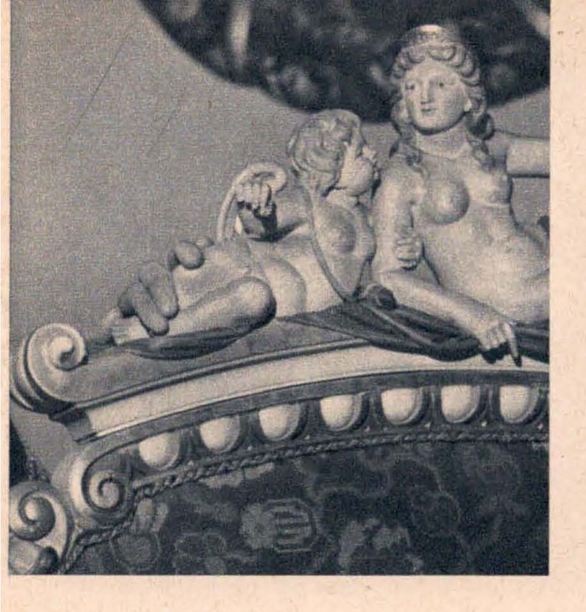








Eine Dame (ganz Barock)
sorgt für seinen nächsten Schock.
Sie beschwört: Ein wildes Schwein
fängt sie morgens nebenbei
vor dem ersten Hahnenschrei
nur mit bloßen Händen ein.
(Und Münchhausen, goldbelitzt,
greift sich an den Hals und schwitzt.)

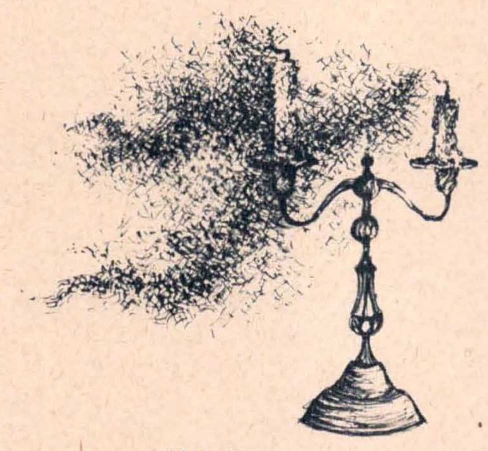




Aus dem Rokoko entflohn
naht die nächste Attraktion.
Und wer Hofintrigen kennt,
weiß, die runde Bombe hier
ist kein Liebessouvenier,
denn die kurze Lunte brennt.
(Der Baron entdeckt soeben:
Deckung ist das halbe Leben.)

Ach, der alte Lügenboss
wurde keine Lüge los.
Selber fühlt er sich belogen
und durch den Kakao gezogen.
Schloßgespenst und Wildschweindame,
Bombenfrau mit Dekolleté
– eine Frau und auch ein Name –
Rika war's, vom EWE.

Helmut Stöhr



Illustrationen:
Hille Blumfeldt · Horst Bartsch





AR-Cocktail

Bonn-Bonn's

„Tünnes, die ‚Sudetendeutsche Landsmannschaft' nennt Kiesinger den ‚Treuhänder ihres Rechts'!" – „So? Dabei ist er genau das Gegenteil!" – „Wieso Gegenteil?" – „Ist doch klar: Treuhänder ihres Unrechts!"

●

Im Bundeskanzleramte
lag eines Morgens Schutt.
Ein Blick nach oben zeigte:
die Decke war kaputt! –

Strauß sprach am Abend vorher
mit Kiesinger und Brandt,
da hielten halt die Balken
den Lügen nicht mehr stand!



Zeichnung: Arndt

●

„Du, Lübke will auch Süd-Vietnam besuchen!" – „Klar, der soll weitere Hilfe zusichern an Ky!" – „Von wem eigentlich?" – „Na, – von Ky-singer!"

●

Ein Bu-We-Fragebogen
fragt auch nach der Partei.
Vom Landser muß man wissen,
ob er politisch sei!

Der Fehlerteufel druckte
durch einen dummen Dreh
statt SPD im Bogen
ganz deutlich SED!

Minister Schröder tobte,
als er es sah, nicht schlecht:
sowas sei glatt Verleumdung!
– In dem Fall hat er recht!

H. Lauckner



(DEFA)

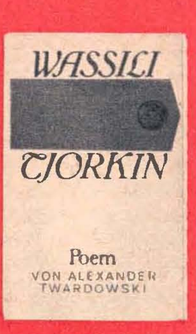
Hochzeitsnacht im Regen

Welche Frist setzen Sie sich von der ersten Begegnung mit der Auserwählten bis zum Gang auf's Standesamt? Freddy und Gabi benötigten genau achtzehn Stunden, bis zum amtlichen „Ja". Bei ihm ist es Liebe auf den ersten Blick; ihr ist er auch nicht unsympathisch, aber sonst liegen die Dinge viel komplizierter ... Können Sie sich ein Mädchen vorstellen, das hinauf zur Sonne reiten möchte? Unsinn? Phantasie muß der Mensch haben! Am Ostseestrand stieg Gabi vom Pferd, reiste nach Berlin, begab sich geradewegs nach Hoppegarten: Sie träumte davon, Jockey zu werden. Einen wilden Mustang zu zähmen ist jedoch eine Kleinigkeit im Vergleich zum Finden einer Wohnung. Das war Freddys Chance.
Raum sei in der kleinsten Hütte, heißt es. Wenn Freddys Domizil sich aber als Zelt auf dem Campingplatz entpuppt? Dann folgt, der Wetter- und Stimmungslage entsprechend, eine Hochzeitsnacht im Regen – und der erste Familienkrach. Außerdem, wie soll sie zur Sonne reiten, wenn er nur die Pferdestärken seiner Jawa schätzt?
Jeder Traum wird Wirklichkeit, heißt es am Schluß des Films. Und so können Sie mit der Gewißheit ins Kino gehen, kein Trauerspiel zu sehen. Gewiß hingegen sind Ihnen alle Attraktionen, die das Zauberwort „Musical" verspricht: Humor und Phantasie, beliebte Stars in einer großen Schau- auf Pferden und Feuerstühlen. In den Hauptrollen spielen, tanzen und singen Traudl Kulikowsky und Frank Schöbel; heiße Rhythmen verführen sogar die Pferde zum S(w)ingen.



Die Mischstufe des Transistorsupers

Superhetempfänger garantieren eine bessere Trennschärfe und Empfindlichkeit als einfache Geradeausempfänger. Wegen des unkomplizierteren Nachbaus bevorzugen die Radiobastler jedoch meist die Geradeausschaltung.
Was ist scheinbar so kompliziert am Superhetempfänger? Das ist die Frequenzumsetzung, die bei diesem Empfangsprinzip angewendet wird. Die Empfangsfrequenz fe eines eingestellten Senders wird mit einer im Empfänger erzeugten Oszillatorfrequenz fo gemischt, so daß eine neue, feste Frequenz fz entsteht, die man als Zwischenfrequenz bezeichnet. Die weitere Verstärkung dieser ZF bringt dann die gute Trennschärfe und Empfindlichkeit.
Das Bild zeigt die Mischstufe eines Transistorsupers. An der Basis liegt der Schwingkreis für die Empfangs-(Eingangs-)frequenz; zwischen Kollektor und Emitter wird die Oszillatorfrequenz erzeugt. Im Kollektorkreis liegt noch der Bandfilterkreis für die ZF. Eingangs- und Oszillatorkreis werden mit einem Zweifach-Drehko im Gleichlauf abgestimmt. Das heißt, für jede eingestellte Eingangsfrequenz muß die Oszillatorfrequenz so sein, daß die Mi-



Verlag Kultur und Fortschritt, 1966; 260 S.; 9,20 MDN

Alexander Twardowski: „Wassili Tjorkin"

Ein Poem.
Nachdichtung v. Hugo Huppert

Eine Verserzählung? Man sollte nicht voreilig den Kopf schütteln. Zugegeben, es ist ein ungewohntes Pflaster für prosageübte Leser. Immer wieder kann man feststellen, daß das klassische Land für Verse die Sowjetunion ist und wir gewisse Hemmungen nicht leicht überwinden können – diese Erzählung, das Buch vom unbekannten Krieger, wie der Autor sein poetisches Vorhaben nennt, ist ungewöhnlich und reizvoll, verbindet glücklich Tradition und Gegenwart, hat in der SU breite Resonanz gefunden. Wassili Tjorkin ist der Held, eine legendäre Gestalt des Großen Vaterländischen Krieges, ein tapferer Jedermann im Kampf gegen die Faschisten. Seine Taten sind die Taten der Infanteristen, seine Erlebnisse – wie sie jeder Soldat hatte: „Bald bitter ernst, bald spaßig heiter – Sturm, Regen, Schnee tun ihm nicht weh. / Er selber stürmt, durchs Feuer, weiter, / sündhaft und heilig, ein befreiter / russischer Wundermensch, seit jeh." Das ist Tjorkin, ist der Frontsoldat im Spiegel des Dichters. Die Zeichnung der Personen orientiert mehr zum Gedicht als zur Erzählung, den Verlauf des Geschehens bestimmt die Chronologie des Krieges. Episode reiht an Episode, aber die sind – weniger logisch in der Folge – bewußt herausgeholt aus der Vielfalt der Kriegserlebnisse, und sie stehen dafür. Unverwechselbar, daß mehr als ein Soldat sich als Tjorkin erkannt hat, der Genosse den Genossen findet. Breit zielend in der Aussage, tief in seiner Substanz, faßlich und eindringlich in der formalen Bewältigung, wobei dem Nachdichter Verdienst gebührt: es gibt keine Zweifel, daß dieses Buch ein Volksbuch, der Held ein Volksheld geworden ist. „Nie konnt' ich planen, ja kaum ahnen; / wie einprägsam dich Druckerschwärze / nahbringen würde Jedem. Allen, / und Vielen gar zum Wohlgefallen, / Ja Manchem bis hinein ins Herze." Das sagt der Autor. Wir aber sagen: Dieses Werk verdiente es, auch bei uns populär zu werden, wobei das einführende Geleitwort von Hugo Huppert Wegbereiter mit sein wird. *Thomas*



OBERFELDWEBEL DIETER LIMANT

Geboren: 27. März 1945. Beruf: Schmied. Klub: ASK Vorwärts Berlin. Größte Erfolge: Zweimaliger Sieger im Turnier der sozialistischen Länder (bis 22 Jahre), Deutscher Meister im Schwergewicht 1965 und 1966, Bronzemedaillengewinner der SKDA-Meisterschaften 1966. Größe: 1,88 m, Gewicht: 96 kg.

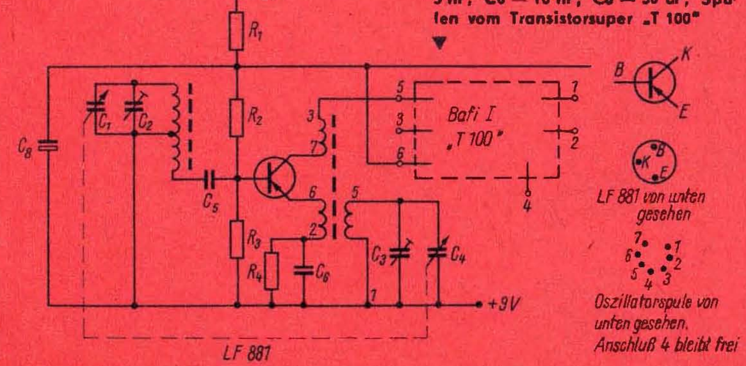


Es sind durchweg Schwergewichte, die Mitglieder der Familie Limant aus Lommatzsch. Angefangen vom Vater bis zum Dieter, dem dritten Sohn. Doch daß man sich mit dieser Konstitution auch bestens zum Boxer eignet, fand erst der Manfred heraus, als er im Stahlwerk Riesa arbeitete. Er hatte es nicht allzu schwer, Dieter, der Schmied lernte, für den Faustkampf zu überreden. Und so kam es, daß beide unter Anleitung des Trainers das Box-ABC übten, bei dem heute Dieter Limant noch beim ASK trainiert: Bei Walter Kernberger. Der „Schmied aus Lommatzsch" war mit Begeisterung bei seiner neuen Sache und fand im Bezirk bald keine Konkurrenz mehr im Schwergewichtslimit. Der einzig ernsthafte Gegner trat, nachdem er gegen Dieter fünfmal haushoch unterlegen war, beim sechstenmal nicht mehr an. Drei Jahre brauchte der Lommatzscher praktisch nur, um die erste Meisterplakette zu erringen. Das war 1963, als er Deutscher Juniorenmeister wurde. Ein Jahr später zog er die steingraue Uniform an, und wiederum nur ein Jahr darauf beglückwünschte man ihn zum Deutschen Seniorenmeister. Es ging also recht schnurgerade aufwärts bei unserem schwergewichtigen Schmied, der nun andere Medaillen ansteuert: Medaillen bei Europameisterschaften und Olympischen Spielen. **KW**

---

schung die feste ZF von z. B. 470 kHz ergibt.
Wird der Mittelwellenbereich mit C1 von 510 bis 1620 kHz abgestimmt, so muß mit C4 der Oszillatorkreis von 980 bis 2090 kHz abgestimmt werden. Damit wird jeder eingestellte Sender auf die ZF umgesetzt. **Ing. Schubert**

Mischstufe für Transistorsuper mit „T 100"-Bauteilen. R1 = 560 Ohm, R2 etwa 56 kOhm, R3 = 10 kOhm, R4 = 2 kOhm, C1, C4 = Drehko „T 100", C2, C3 = Trimmer 10/40 pF, C5 = 5 nF, C6 = 10 nF, C8 = 50 uF, Spulen vom Transistorsuper „T 100"





Die unterlassene Meldung

Im Zugführerzimmer. Leutnant Mester, seit gestern Zugführer des ersten Zuges einer Berliner Grenzkompanie, spricht zum erstenmal mit seinen Gruppenführern. Ordnung, Disziplin und persönliches Vorbild verlangt er von ihnen.

Für Unteroffizier Peter Lanke sind das zwar keine neuen Forderungen, dennoch schreibt er sie noch einmal in sein Arbeitsbuch. Es scheint ihm, als wären das Steckenpferde des Leutnants. Hinter jede setzt er deshalb ein großes Ausrufezeichen.

„Haben Sie noch irgendwelche Fragen?" möchte der Zugführer am Schluß wissen.

Keiner meldet sich. Auch Peter hat keine Fragen. Welche auch? Erst mal abwarten, meint er, wie sich der neue Zugführer anläßt.

Peters Gruppe liegt seit zwei Monaten im Wettbewerb an der Spitze des Zuges in der Kompanie an vierter Stelle. Was will er mehr?

Es war ihm nicht leicht gefallen, diesen guten Stand zu erreichen. Erst seit acht Monaten Gruppenführer, fehlten ihm in der ersten Zeit praktische Erfahrungen bei der Erziehung junger Soldaten. Es gab Kritiken, Rückschläge. Peter hat dabei viel gelernt und seine Arbeit verbessert.

Jetzt hat er vier neue Soldaten in seiner Gruppe. Mit ihnen will er „Beste Gruppe" werden. Er ist optimistisch, daß er es schaffen wird.

Der Zusammenarbeit mit dem neuen Zugführer sieht er allerdings skeptisch entgegen. Der Leutnant ist in Peters Augen ein unbequemer Offizier. Er hatte bisher den dritten Zug und war oft als Kommandeur der Grenzsicherung eingesetzt. Dabei war Peter ein paarmal mit ihm aneinandergeraten. Meistens nur wegen Kleinigkeiten, wenn ein Soldat die Waffe falsch trug oder sich am Zaun angelehnt hatte. Und an allem sollte der Gruppenführer schuld sein. Formal hatte der Leutnant ja recht. Nur wegen solcher Lappalien brauchte er nicht gleich soviel Wind zu machen, meint Peter.

Die Besprechung ist zu Ende. Auf dem Flur stößt Peter seinen Freund Rolf Weide an, der zusammen mit dem Leutnant im dritten Zug war.

„Sag mal, Rolf, wie ist er denn, der Leutnant?"

„Wie er ist? Ich kann eigentlich nicht klagen. Man kann mit ihm sehr gut auskommen. Allerdings verlangt er viel. Gute Arbeit, Befehle richtig ausführen, da ist er konsequent. Wer sich irgendwelche Mätzchen erlaubt, der kriegt von ihm Stoff. Und davon nicht wenig."

Peter kratzt sich am Kinn. Es soll wohl heißen, daß er sich jetzt tüchtig anstrengen muß.

Neue Marschrichtung

Am Tage darauf. Die Kompanie ist vom Grenzdienst auf dem Bahnhof Friedrichstraße zurückgekehrt.

Plötzlich wird die Tür zur Unteroffiziersstube aufgerissen. Der UvD tritt ein. Suchend schaut er sich im Zimmer um.

„Ist Peter da?"

Peter räumt gerade seine Sachen in den Schrank. Als er seinen Namen hört, dreht er sich herum.

„Ja, was ist denn?"

„Du sollst sofort zum Zugführer kommen!"

„Sicher 'ne Standpauke zur Begrüßung", bemerkt einer etwas spitz. Einige Genossen lachen.

„Sofort? Der hat's aber eilig", antwortet Peter. Während er in seine Uniformjacke kriecht, überlegt er, was der Zugführer wohl von ihm möchte. Kaum drei Tage hier, und schon hält er einen in Trab. Das kann ja heiter werden. Na ja, neue Besen kehren gut, versucht er sich zu trösten.

„Sie haben im letzten halben Jahr gute Fortschritte gemacht, Genosse Unteroffizier. Ehrlich, das freut mich ...", beginnt Leutnant Mester und schätzt dann mit wenigen Sätzen Peters Arbeit im vergangenen Ausbildungsjahr ein, wie es ihm sein Vorgänger übermittelt hatte.

Peter ist zunächst verblüfft über die kameradschaftliche Art und den ruhigen, sachlichen Ton des Offiziers. Er kennt den Leutnant bisher nur energisch, militärisch streng. Aber jetzt?

„... allerdings bin ich in einem Punkt mit Ihrer Arbeitsweise nicht zufrieden", fährt der Zugführer dann fort. „Ihre Befehlssprache ist zu lasch. Und genau so sieht auch die Ausführung Ihrer Befehle durch die Soldaten aus. Übrigens sollten Sie sich die Ausführung auch melden lassen. Ich habe das erst heute wieder beobachtet.

Als Gruppenführer müssen Sie auf solche Dinge achten. Das gehört zur militärischen Erziehung. Sie müssen energischer auftreten, unduldsamer werden, mehr eigene Initiative entwickeln. Dann kommen Sie auch schneller voran. Richten Sie sich also danach: Ich werde nichts durchgehen lassen."

Peter schweigt, nickt nachdenklich. Ernste Züge liegen um seine Augen, sie wollen gar nicht so recht zu seinem jungenhaften Gesicht passen. Daher also weht der Wind, denkt er.

„Ich weiß, daß das meine schwache Seite ist, Genosse Leutnant. Nur ... ich habe darauf bis

jetzt weniger Wert gelegt, weil ich erst mal mit den Soldaten vertraut werden wollte."
„Beides müssen Sie tun, dann wird ein Schuh daraus", gibt der Leutnant zurück.
Gute Vorsätze, denkt Peter, als er aus dem Zimmer geht. Ordnung und Disziplin, das wird täglich gepredigt. Aber weiß der Leutnant, wie schwer man es als junger Gruppenführer hat, sie zu verwirklichen?
„Nun, wie war's?" empfängt ihn Rolf.
Peter winkt verlegen mit der Hand ab.
„Ach, er hat mir nur eine neue Marschrichtung geblasen."
„Also doch 'ne Standpauke!"
„So kann man's auch nennen."

Kontrollstreife

Bahnhof Berlin-Friedrichstraße. Grenzübergangsstelle. Paß-, Zoll- und Währungskontrolle. Züge laufen aus und ein. Die Bahnsteige werden den ganzen Tag über kaum einmal menschenleer.
Grenzsoldaten sichern die Bahnsteige, auf denen die S-Bahn- und Fernzüge von und nach Westberlin abgefertigt werden. Sie bewachen die Gleisanlagen auf dem Eisenbahnviadukt zwischen dem Bahnhof und dem Humboldthafen, wo die Staatsgrenze verläuft.
Im Führungspunkt der Grenzsicherungseinheit klingelt das Telefon. Leutnant Mester, der Kommandeur, nimmt den Hörer ab.
„Verstärkte Grenzsicherung!"
Läuft eine neue Fahndung? Sind jenseits der Staatsgrenze wieder Westberliner Provokateure am Werk? Oder wollen Springerpresse und Agentenorganisationen, von der Westberliner Polizei unterstützt, wieder einen Grenzdurchbruch inszenieren? Der Leutnant weiß es nicht. Er hat im Moment auch gar keine Zeit, darüber nachzudenken. Er weiß nur, welche Maßnahmen er zu treffen hat.
Der Offizier ruft Unteroffizier Lanke zu sich. Auftrag: Kontrollstreife im Abschnitt C. Die Posten kontrollieren und über die neue Lage informieren. Beobachtung verstärken, besonders beiderseits des Viadukts. Von jedem Posten aus anrufen . . .
„Wiederholen Sie den Auftrag!", verlangt der Offizier, gewöhnt, in jeder Situation militärisch exakt zu handeln.
Peter wiederholt. Er hat die Aufgabe verstanden. Zusammen mit seinem Begleitposten meldet er sich ab.
Am westlichen Ende der großen Bahnhofshalle verlassen die beiden Genossen den Bahnsteig. Ein prüfender Blick nach links, dann nach rechts – die Strecke ist frei. Nacheinander überschreiten sie die Gleise.
Der Postenweg führt auf dem Viadukt entlang. Peter ist ihn schon hundertmal gegangen. Er kennt bald jede Schwelle, jede Weiche, jeden Signalmast.
Es ist ihm schon zur Gewohnheit geworden, alles genau in Augenschein zu nehmen. Gute Beobachtung gehört zum A und O jedes Grenzers. Was gestern war, was vorhin noch war, das kann jetzt schon anders aussehen. Jede Veränderung im unmittelbaren Grenzgebiet muß wahrgenommen werden.
„Genosse Unteroffizier! Auf Posten keine besonderen Vorkommnisse . . ."
Der erste Postenführer erstattet Meldung.
Peter nimmt die Hand von der Mütze und tritt zwei, drei Schritte näher an den Gefreiten heran.
Kurze Einweisung: Intensiver beobachten, bei Grenzverletzung entschlossen handeln . . .
Peter denkt daran, daß er den Führungspunkt anrufen sollte. Ach was, das ist jetzt un-



wichtig, entscheidet er blitzschnell. Formsache! Zeitverschwendung! Dringender ist es, die Posten so schnell wie möglich zu verständigen.

„Vorwärts!", befiehlt er dem ihn begleitenden Soldaten, der während der Einweisung die Sicherung des Postenbereiches mit übernommen hatte.

„Sollten Sie nicht den Führungspunkt anrufen?", fragt besorgt der Soldat.

„Ja, schon, aber es genügt auch, wenn ich vom Posten Humboldthafen aus anrufe. Da sparen wir Zeit."

„Keine besonderen Vorkommnisse", meldet der nächste Postenführer. Ebenso der übernächste. Peter weist auch sie ein, wie es ihm der Zugführer befohlen hatte.

Nachdem auch der letzte Posten instruiert ist, greift Peter zum Telefonhörer.

„Genosse Leutnant, Befehl ausgeführt!"

„Kommen Sie sofort zurück!", vernimmt er in der Hörmuschel die scharfe Stimme des Zugführers.

Peter stutzt einen Augenblick. Vermutlich gibt es etwas Neues in der Lage, meint er und antwortet:

„Zu Befehl!"

Befehl ausgeführt?

„Genosse Leutnant, Befehl zur besonderen Posteneinweisung ausgeführt...", meldet sich Peter im Führungspunkt zurück.

Leutnant Mester fährt mit der Hand flüchtig zur Mütze und sieht den Unteroffizier an. Dann schickt er den Soldaten aus dem Zimmer.

„So, Befehl ausgeführt. Sie haben also alles getan, was ich Ihnen befohlen hatte?", wendet er sich wieder an den Unteroffizier.

Peter sieht den Leutnant mit fragendem Blick an. Was soll die Frage? Warum dieser mißtrauische Unterton? Er findet keine Erklärung.

„Jawohl, ich habe alle Posten kontrolliert und in die Lage eingewiesen", versucht er sich zu rechtfertigen.

„Und warum haben Sie den Befehl nicht gänzlich ausgeführt?", fragt der Leutnant wieder, jetzt einen Ton schärfer.

Peter ist verdattert. Seine unschuldsvolle Miene verrät, daß er tatsächlich nicht ahnt, wohin der Leutnant zielt.. Fieberhaft grübelt er nach. Hatte er wirklich etwas vergessen?

„Und Ihr Anruf von jedem Posten?" bohrt der Offizier weiter.

„Ach so", entfährt es Peter plötzlich. „Ich habe doch aber ... ich dachte ... ich wollte Zeit gewinnen, die Posten schneller informieren ..." Geflissentlich unterläßt er es, von Formsache und Zeitverschwendung zu sprechen. Er möchte nicht unnötig Öl ins Feuer gießen. Soviel Wind um solch eine Lappalie zu machen, denkt er trotzig. Wenn der Leutnant keine anderen Sorgen hat...

„Es kann doch jedem mal passieren, daß er etwas vergißt. Ich dachte, es würde genügen, wenn ich vom letzten Posten aus anrufe", fügt er noch hinzu – in der stillen Hoffnung, der Leutnant möge ihm diese Unterlassung nachsehen.

„Dachte, wollte...", hält ihm der Offizier entgegen. „Wissen Sie denn, was alles von solch einer Meldung abhängen kann?"

Der Leutnant ist aufgebracht. Er spricht erregt und laut. Eindringlich versucht er dem Unteroffizier klar zu machen, was das heißt: Verstärkte Grenzsicherung, gewissenhafte Ausführung eines Befehles, Zuverlässigkeit eines Unteroffiziers.

Mit gesenktem Kopf hört sich Peter die Lek-

Fortsetzung auf Seite 79



MAN NENNT SIE

Könige der Athleten

Eine Betrachtung über den Zehnkampf

von Eberhard Bock

Bewundert, umjubelt, umschwärmt und ... unbeachtet sind die Zehnkämpfer, die Schwerarbeiter unter den Leichtathleten. Zwei Tage lang stehen sie im Wettkampf. Von morgens zehn bis in den späten Abend, ja, bis in die Nacht hinein müssen sie ihren Körper in höchster Bereitschaft halten. Ein einziger schwacher Moment, eine Unbesonnenheit oder eine kleine nervliche Schwäche – und schon ist alles dahin.

Umjubelt, umschwärmt und unbeachtet? Welch ein Widerspruch! Doch ist er – leider – Wirklichkeit. Bei den Großereignissen der Leichtathletik, bei Olympischen Spielen und Europameisterschaften tritt er am deutlichsten zutage. Teilweise unter Ausschluß der Öffentlichkeit bestreiten dann die „Könige der Athleten", wie man die Zehnkämpfer gern nennt, ihre Wettkämpfe. Es gibt nur wenige unter den Zuschauern, die die Geduld und Muße aufbringen, einen Zehnkampf von Anfang bis Ende zu verfolgen. Die Athleten wissen das, sind das gewöhnt. Doch wie unrecht tut man ihnen damit. „Zehnkampf – das ist zehnmal der Kampf gegen sich selbst. Das reizt mich, da kann man sich bewähren. Eine einzige Disziplin allein, oh, wie langweilig wäre das für mich", erklärte Max Klauß vom Sportclub Karl-Marx-Stadt, der im vergangenen Jahr als 19jähriger bei den Europameisterschaften in Budapest einen sensationellen vierten Platz belegt hatte, einmal die Beweggründe, warum er sich dem Zehnkampf verschrieben habe. Ja, der Zehnkampf ist Kampf, ist Kampf im wahrsten Sinne des Wortes. Kampf mit dem Konkurrenten, dem Wetter und gegen sich selbst über zwei Tage lang. Doch er ist auch – ähnlich dem Marathon-



1

1) Nur je drei Versuche sind dem Zehnkämpfer im Speer- und Diskuswerfen, Kugelstoßen und im Weit-, Hoch- und Stabhochsprung gestattet. Die Aufnahme zeigt Tiedtke (Sportclub DHfK), der bei den Deutschen Meisterschaften der DDR 1966 die Bronzemedaille erkämpfte.

3) Unterfeldwebel Rolf Langer (25 Jahre) vom ASK Vorwärts Potsdam. Er begann vor sechs Jahren als Hammerwerfer, fiel aber schon damals durch seine Vielseitigkeit auf. Wiederentdeckt für den Zehnkampf wurde er während seines Wehrdienstes in der Dienststelle Kirchmöser. Ende 1964 holte ihn dann der ASK, förderte sein Talent, und zwei Jahre später wurde er mit 7462 Punkten bereits Deutscher Meister der DDR.

2 Oft zieht sich der Wettbewerb eines Zehnkämpfers bis in die Abendstunden hinein. Die Kühle der hereinbrechenden Nacht sowie die zunehmende Dunkelheit erschweren zusätzlich das harte Pensum dieses Mehrkampfes. Davon kann auch Stabsgefreiter Joachim Kirst, ein Potsdamer ASK-Sportler, ein Liedchen singen. Ubrigens ist der 20jährige mit 2,04 m im Hochsprung immer noch amtierender Jugendrekordhalter.

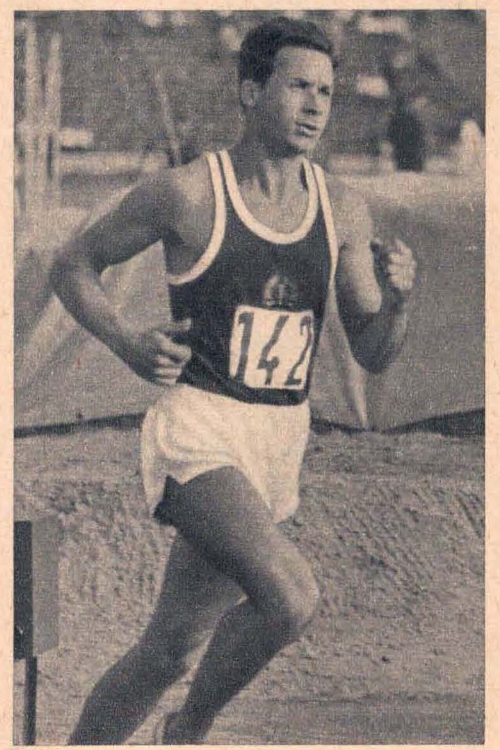
lauf – ein „Gift“; ein süßes Gift allerdings. „Wer einmal davon gekostet hat, wer einmal einen Zehnkampf erfolgreich bestritten hat, kann nicht mehr davon lassen“, erinnerte sich Wassili Kusnezow, der sowjetische Europameister von 1954, 1958 und 1962. „Nie wieder Zehnkampf! Das ist Mord in zehn Raten“, erklärte dagegen der Amerikaner Robert Mathias 1948 nach seinem Olympiasieg in London. Doch das hinderte ihn nicht, vier Jahre später im Olympiastadion von Helsinki erneut an den Start zu gehen und seinen Triumph zu wiederholen. So widersprechen sich die Meinungen, die aber alle eines aussagen: Zehnkampf, das ist ein Sport für ganze Männer.

Der Zehnkampf ist nicht nur die längste, vielseitigste und komplizierteste Disziplin der Leichtathletik, er ist auch die kraftraubendste. Bis zu vier Kilogramm kann ein Athlet, obwohl er in den Pausen zwischen den einzelnen Disziplinen Nahrung und Stärkungsmittel zu sich nimmt, im Verlauf der beiden Tage abnehmen. Kein Wunder also, wenn selbst ein Weltklassemann im Jahr nicht mehr als vier oder fünf Zehnkämpfe bestreitet.

Die Amerikaner, viele Jahre einsam die Zehnkampf-Entwicklung im Weltmaßstab bestim-


3

4

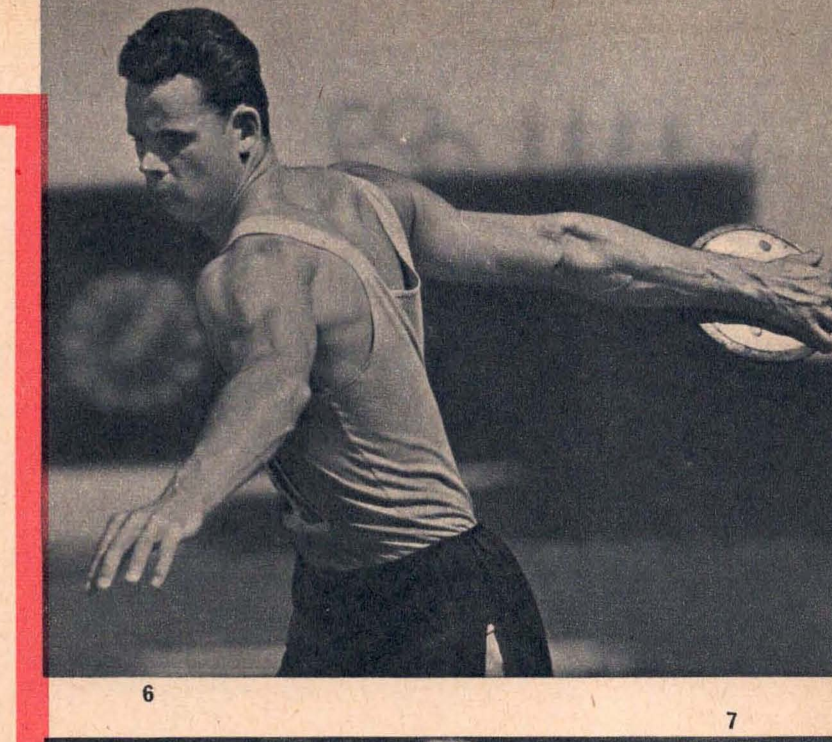


5

mend, nennen ihre stärksten „Könige der Athleten" auch „the one-man-team" – das Ein-Mann-Team. Tatsächlich vollbringt ein hervorragender Zehnkämpfer Leistungen, die ihn in einem Länderkampf gegen manches Land nicht ohne Chance bleiben ließe. Das gilt auch für unsere Zeit, in der die Weltrekorde einen enormen Stand erreicht haben.

Ein Blick auf die Einzelleistungen, die Bill Tommey bei seinem Weltrekord von 8234 Punkten erreichte, mag das bestätigen. Die 100 m lief der 1,85 m große und 79 kg schwere Geschichtslehrer in 10,3 s, sprang anschließend 7,77 m weit, stieß die Kugel 13,94 m, meisterte im Hochsprung 1.95 m und lief zum Abschluß des ersten Tages tolle 47,3 s über 400 m. Am zweiten Wettkampftag begann er mit 14.8 s über 110 m Hürden, schleuderte den Diskus 44.94 m, sprang 3,96 m stabhoch, warf den Speer 60,63 m und lief im abschließenden 1500-m-Lauf, von vielen Athleten als Marathonlauf des Zehnkampfs gefürchtet, achtunggebietende 4:30.0 min. Natürlich, im Vergleich zu den Weltrekorden in den Einzeldisziplinen ergeben sich beträchtliche Differenzen, doch mit vielen dieser Leistungen könnte sich Tommey in einer Ländermannschaft schon sehen lassen.

Typisch für einen Weltklassemann ist, daß er neben gleichmäßig guten Leistungen in der Mehrzahl der Disziplinen auch über ein oder zwei starke Übungen verfügt. In der Vergangenheit, das heißt bis zur Annahme einer neuen Punktwertung für den Zehnkampf, entschieden



6

7

4) 100 m Sprint – der erste Wettkampf des Zehnkämpfers. Wie in den anderen neun Disziplinen, so ist auch hier äußerste Konzentration das A und O. Jede Zehntelsekunde kann über Sieg oder Niederlage mitentscheiden, denn die „verschenkten" Punkte sind unwiderruflich dahin und können sehr schlecht aufgeholt werden. Am Start: Max Klauß.

5) Feldwebel Herbert Wessel, ASK Vorwärts Potsdam. Ein Prototyp eines Zehnkämpfers mit seinen 23 Jahren. Dafür sprechen weniger seine körperlichen Voraussetzungen als vielmehr seine gleichmäßigen Leistungen in allen Disziplinen. Er erreichte im Herbst vergangenen Jahres mit 7462 Punkten Langers Jahresbestleistung.

6) Bester derzeitiger sowjetischer Zehnkämpfer: Rein Aun, Fünfter der Europameisterschaften in Budapest. Seine Stärke liegt vor allem in den Wurfdisziplinen. Jedoch wird es ihn noch einige Anstrengungen kosten, wenn er in die Fußstapfen des dreifachen Ex-Europameisters Kuznezow treten will.

7) Der viertbeste Zehnkämpfer Europas, der Karl-Marx-Städter Max Klauß, in Aktion. Mit seinen sehenswerten Leistungen arbeitete er sich 1966 in die Spitzenklasse Europas vor.

diese starken Disziplinen weitgehendst über den Ausgang eines Wettbewerbs. In bester Erinnerung ist sicher noch das Beispiel des Taiwaners Yang Chuan kwang, der für seinen Stabhochsprung von 4,83 m über 1600 Punkte erhielt und dadurch den Weltrekord auf 9121 Punkte schraubte. Nach der Reform der Punkttabellen ergaben seine Einzelleistungen „nur" noch 8089 P. In der bei den Olympischen Spielen in Tokio erstmals angewendeten neuen Wertung fällt die Progression in der Tabelle weg. Das heißt, für eine Leistungsverbesserung in einem sehr hohen Bereich gibt es nur unbedeutend mehr Punkte als in einem niederen Bereich, ja manchmal sogar noch weniger. So bekommt der Athlet im Stabhochsprung beispielsweise für eine Leistungsverbesserung von 3,50 auf 3,60 m, also für zehn Zentimeter, 38 Punkte. Für zehn Zentimeter in den höheren Bereichen, beispielsweise von 4,90 auf 5.00 m, gibt es dagegen nur 24 Punkte.

Um heute im Zehnkampf Weltklasseleistungen erzielen zu können, ist unbedingt ein jahrelanges, zielgerichtetes, systematisches Training erforderlich. Das „Kam-Sah-und-Siegte" gibt es im Zehnkampf nicht mehr.

Max Klauß wurde mit 19 Jahren Vierter der Europameisterschaften, Robert Mathias (USA) wurde vor zwei Jahrzehnten ebenfalls mit 19 Jahren Olympiasieger. Demgegenüber steht die Feststellung, daß für einen Weltklasse-Zehnkämpfer jahrelanges Training erforderlich sei. Ein Widerspruch? Nein! Die Lösung ist einfach. Sowohl Max Klauß als auch Robert Mathias begannen sehr früh und hatten als 19jährige bereits ein mehrjähriges, spezielles Training hinter sich. Max Klauß zum Beispiel stellte schon als Zwölfjähriger seine ersten deutschen Rekorde auf und war dann Jahr für Jahr in den Rekordlisten zu finden.

Max Klauß' vielbeachteter vierter Platz in Budapest war nicht nur eine freudige Überraschung, er war zugleich die Krönung der positiven Entwicklung, die der Zehnkampf im vergangenen Jahr bei uns in der Republik genommen hat. Nach Jahren der Stagnation, in denen wir die einst durch Walter Meier (1958 Europameisterschaftsdritter) errungene Stellung wieder eingebüßt hatten, war endlich wieder Land in Sicht. Zwar trennen unsere Besten noch immer mehr als 500 Punkte von jenen Regionen, in denen man sich Hoffnungen auf olympische Medaillen machen kann. Aber es ging doch voran. Neben der UdSSR und Westdeutschland ist die DDR heute bereits drittstärkstes europäisches Land im Zehnkampf. Sieben Athleten übertrafen zum Teil beträchtlich die 7000-Punkte-Grenze. Großen Anteil an dieser Entwicklung hat der ASK Vorwärts Potsdam, der nicht weniger als fünf Athleten unter die zehn Besten im Republik-Maßstab brachte.

Beim ASK Vorwärts ist in den letzten drei Jahren hart und systematisch gearbeitet worden. Paul Kautz, ehemaliger Vorsitzender des Trainerrates des DVfL und Günter Krause, unter dessen Anleitung die Zehnkampf-Garde des ASK heute trainiert, haben allen Grund, stolz zu sein. „Als wir 1962/1963 mit dem Aufbau einer Trainingsgruppe Zehnkampf begannen, war uns klar, daß sehr viel Geduld erforderlich sein würde, um unsere jungen Männer an das internationale Niveau heranzuführen", erinnerte sich Paul Kautz. „Aber wir hatten klare Vorstellungen und waren deshalb recht optimistisch. Im Training gaben wir dem Sprint und dem Hürdenlauf zunächst den Vorrang. Sie sind die Schlüsseldisziplinen für einen guten Zehnkampf. Innerhalb von zwei Jahren erreichten wir beträchtliche Verbesserungen. So steigerte sich Rolf Langer von 10,8 auf 10,6 s, Siegfried Pradel von 11.2 auf 10,7 s, Herbert Wessel von 11,5 auf 10,8 s." Parallel dazu ging die Verbesserung über 110 m Hürden, wo sich Pradel und Langer sogar in die Spitzenklasse der Spezialisten hineinliefen.

Das Schwierigste beim ganzen Zehnkampftraining ist es, die richtigen Proportionen für die einzelnen Disziplinen zu finden. Wird das Krafttraining zu stark betont, dann verbessern sich zwar die Wurf- und Stoßleistungen, aber in den Läufen und Sprüngen wird das so Gewonnene wieder eingebüßt. Beschränkt man sich zu sehr auf die Schnellkraftübungen, dann mangelt es an Kraft und Ausdauer, und betont man die Ausdauer zu stark, dann wirkt sich das negativ auf alle anderen Disziplinen aus. Paul Kautz und Günter Krause haben für ihre Männer offensichtlich das richtige Maß gefunden. Ein entscheidendes Plus in der Trainingsauffassung beim ASK ist ohne Zweifel die Tatsache, daß man nicht nur versucht, um jeden Preis die schwachen Disziplinen auszumerzen, sondern daß man auch sehr viel für die Verbesserung der starken Übungen tut. So schult Joachim Kirst weiter seine Hochsprungqualitäten – die 2,07 m während der Hallensaison bestätigen das –, so Siegfried Pradel den Hürdenlauf – ebenfalls mit gutem Erfolg, wie der zweite Platz bei den Hallenmeisterschaften zeigt – und so Rolf Langer seine starken Seiten Sprint, Hürden und Kugelstoßen.

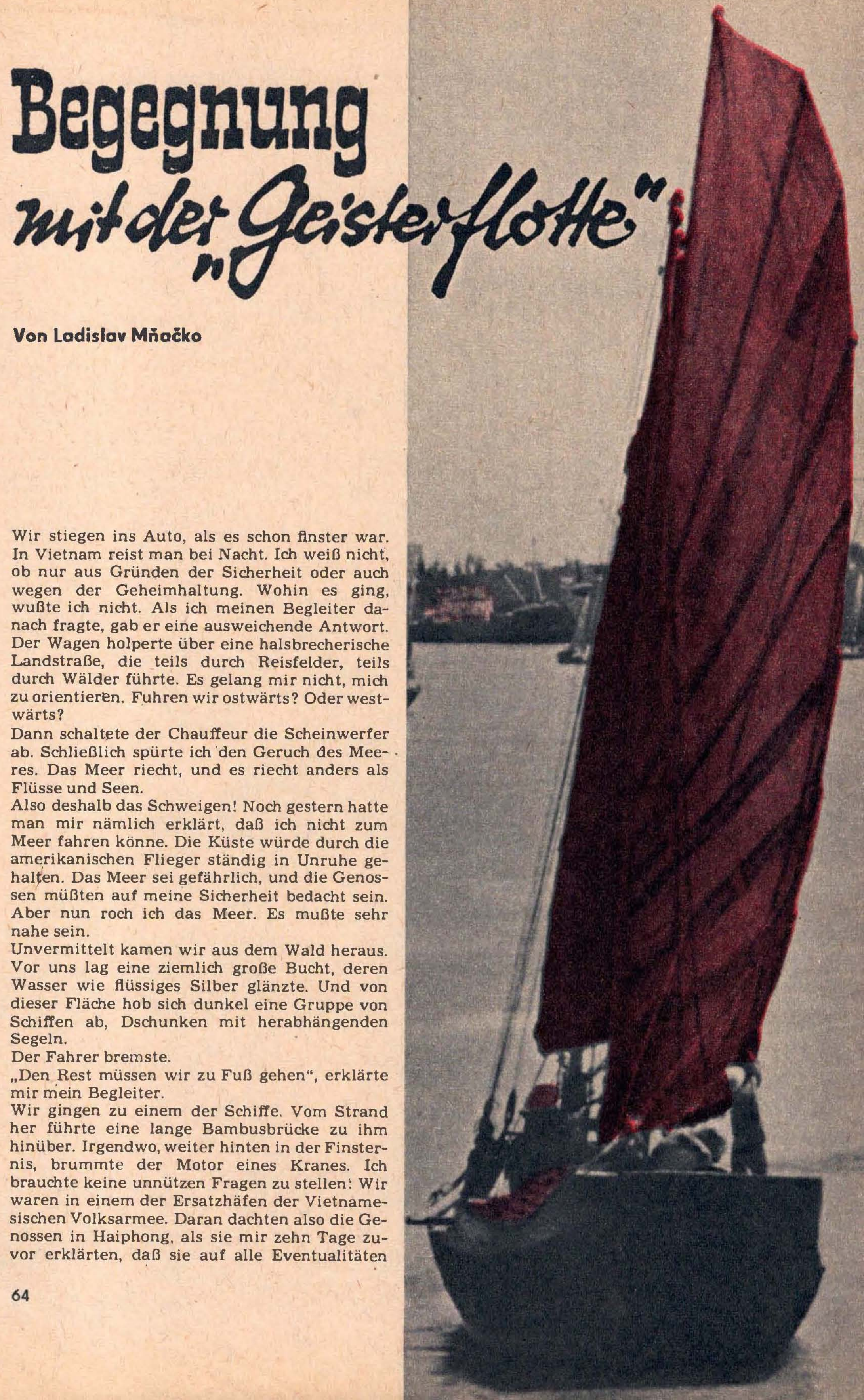
„Die so gewonnenen Stärken wirken sich nicht nur günstig auf die Punktzahlen im Zehnkampf aus, sondern das Erfolgserlebnis in den Einzeldisziplinen beeinflußt Willensstärke, Einsatzfreude und Kampfgeist für den Zehnkampf positiv", kommentierte Paul Kautz die Auffassung beim ASK Vorwärts.

Ein weiteres Plus der Potsdamer Zehnkämpfer: Sie sind eine verschworene Gemeinschaft, sind das, was man schlechthin ein Kollektiv nennt, und sie sind nie mit dem zufrieden, was sie erreicht haben. Das alles, dazu die gesunde Rivalität in der Trainingsgruppe, die systematische und zielbewußte Leitung des Kollektivs berechtigen zu der Hoffnung, daß die Könige der Athleten beim ASK Vorwärts weiter für frischen Wind sorgen werden und ihre Punktergebnisse in Richtung der 8000-Punkte-Grenze treiben werden.



Begegnung mit der „Geisterflotte"

Von Ladislav Mňačko



Wir stiegen ins Auto, als es schon finster war. In Vietnam reist man bei Nacht. Ich weiß nicht, ob nur aus Gründen der Sicherheit oder auch wegen der Geheimhaltung. Wohin es ging, wußte ich nicht. Als ich meinen Begleiter danach fragte, gab er eine ausweichende Antwort. Der Wagen holperte über eine halsbrecherische Landstraße, die teils durch Reisfelder, teils durch Wälder führte. Es gelang mir nicht, mich zu orientieren. Fuhren wir ostwärts? Oder westwärts?

Dann schaltete der Chauffeur die Scheinwerfer ab. Schließlich spürte ich den Geruch des Meeres. Das Meer riecht, und es riecht anders als Flüsse und Seen.

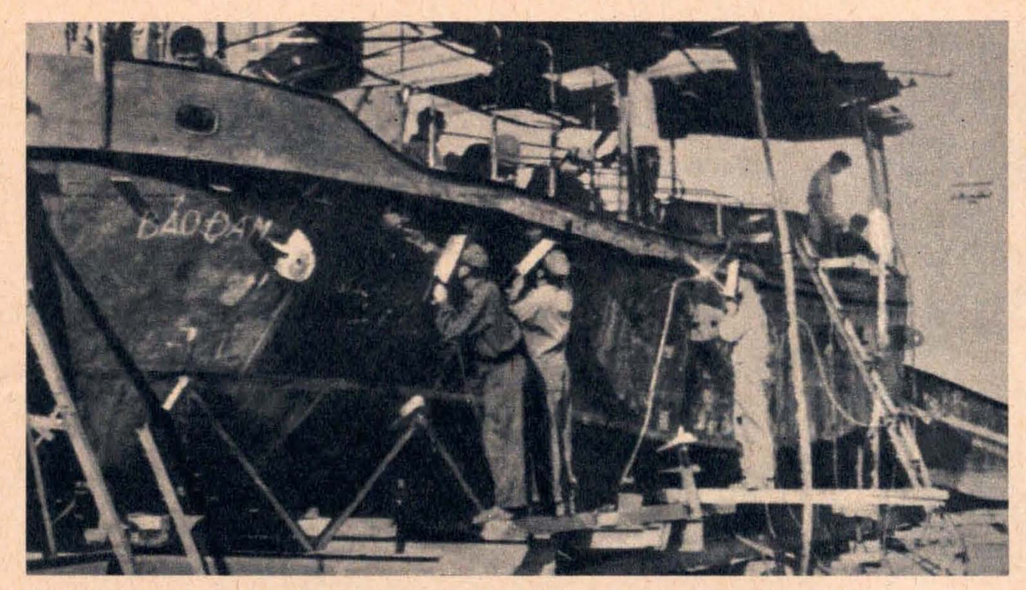
Also deshalb das Schweigen! Noch gestern hatte man mir nämlich erklärt, daß ich nicht zum Meer fahren könne. Die Küste würde durch die amerikanischen Flieger ständig in Unruhe gehalten. Das Meer sei gefährlich, und die Genossen müßten auf meine Sicherheit bedacht sein. Aber nun roch ich das Meer. Es mußte sehr nahe sein.

Unvermittelt kamen wir aus dem Wald heraus. Vor uns lag eine ziemlich große Bucht, deren Wasser wie flüssiges Silber glänzte. Und von dieser Fläche hob sich dunkel eine Gruppe von Schiffen ab, Dschunken mit herabhängenden Segeln.

Der Fahrer bremste.

„Den Rest müssen wir zu Fuß gehen", erklärte mir mein Begleiter.

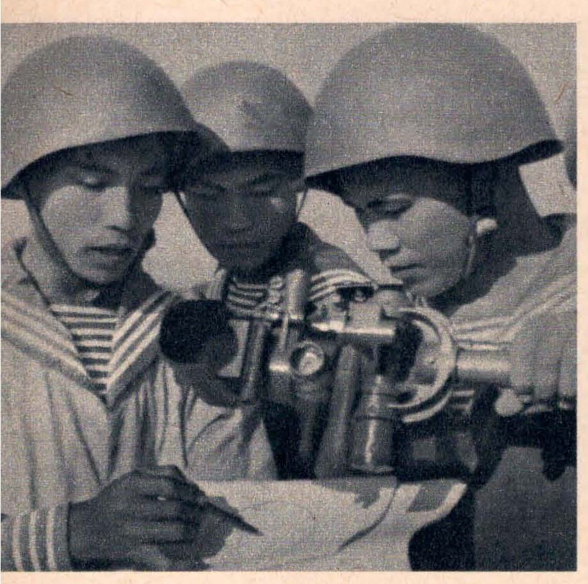
Wir gingen zu einem der Schiffe. Vom Strand her führte eine lange Bambusbrücke zu ihm hinüber. Irgendwo, weiter hinten in der Finsternis, brummte der Motor eines Kranes. Ich brauchte keine unnützen Fragen zu stellen: Wir waren in einem der Ersatzhäfen der Vietnamesischen Volksarmee. Daran dachten also die Genossen in Haiphong, als sie mir zehn Tage zuvor erklärten, daß sie auf alle Eventualitäten



Schlepper und kleine Motorschiffe für die Fluß- und Küstenschiffahrt entstehen auf dieser Schiffswerft in Hanoi.

vorbereitet seien – die Zerstörung des Haiphonger Hafens inbegriffen.
Allmählich kletterte der Mond über die Baumwipfel. Ich sah, daß auch zu den anderen Dschunken ähnliche Brücken führten. Halbnackte Männer trugen große Kisten an Land. Gemessen am sonst üblichen Hafenlärm, war es hier geradezu still.
Wir waren nun an Deck und traten in eine kleine Kajüte ein. Ein Vietnamese entzündete eine Petroleumlampe und forderte mich auf, Platz zu nehmen. Außer ihm waren noch einige Männer im Raum. Ich lächelte ihnen zu, und sie lächelten zurück.
„Willkommen bei uns“, sagte unser Gastgeber – wahrscheinlich der Kommandant jener geheimnisvollen Flotte, wie ich im Laufe des Gespräches einigen Andeutungen entnehmen konnte. „Sie wollen also wissen, wie wir leben. – Unser Leben ist schwer und gefährlich. Doch so lebt man heute in Vietnam überall. Allerdings haben die Amerikaner deswegen mehr Kopfweh als wir.
Sie sind sicher ein kluger Mann, und ich brauche Ihnen also nicht zu erklären, an was für einem Ort Sie sich befinden.“
Ich nickte.
„Solche Stellen gibt es an unserer Küste sehr viele. Doch am Morgen findet sich keine Spur mehr von uns. Und die Abdrücke unserer Füße glättet die Flut.
Trotz der gewaltigen Kräfte, die die Amerikaner eingesetzt haben, sind sie gegen uns machtlos. Denn die Küstenschiffahrt wird heute von Tausenden solcher Boote wie diesem hier betrieben. Es kann nicht viel aufnehmen, nicht mehr als zwanzig Tonnen; doch wird es versenkt, so ist der Verlust bedeutend geringer als bei einem großen Schiff. Immerhin versorgen wir die Städte und Dörfer in den bombardierten Gebieten mit allem, was zum Leben und zur Verteidigung nötig ist. Jede Nacht sind Tausende Tonnen von Waren unterwegs.“
„Und die Verluste?“
Mein Gesprächspartner schaute mich einen Augenblick ruhig an, wandte sich dann an einen jungen Burschen und gab ihm irgendeinen Befehl. Der junge Mann verschwand und kehrte nach einer Weile mit einem anderen zurück.
„Das ist Van“, stellte mir der Kommandant den Neuen vor. „Er soll Ihnen selbst erzählen ...“
Der junge, einen sehr selbstbewußten Eindruck machende Van setzte sich uns gegenüber.
„Wir nahmen einmal Ladung auf offener See“, begann er zu erzählen. „Das ist riskant, denn mitten auf dem Meer können die Amerikaner Schiffe und Boote leichter ausmachen als hier, unmittelbar an der Küste. Doch manchmal erfordern es eben die Umstände, daß man das größere Risiko in Kauf nehmen muß. So war es auch in jener Nacht. Die Dschunke, zu der ich gehörte, war alt und blieb hinter den anderen zurück. Unsere Besatzung bestand aus sechs Mann, samt dem Kommandanten, und wir hatten ein Maschinengewehr, drei Gewehre und Handgranaten.
Ungefähr zwei Stunden waren wir gefahren, als ich das sich nähernde Tuckern eines Schiffsmotors vernahm. Bald darauf konnte man auch das Geräusch einer zweiten Maschine heraushören. Dann sahen wir sie: zwei gepanzerte Boote. ▶

◀
Tausende Tonnen Fracht werden täglich mit Dschunken, den US-Piraten zum Trotz, entlang der Küste der Demokratischen Republik Vietnam befördert.



Gut gelernt ist halb getroffen. Le Van Khang erläutert jungen Marinesoldaten das Bekämpfen von Luftzielen.

Wir wandten die Dschunke der Küste zu. Wenn es uns gelänge, das seichte Wasser zu erreichen, könnte alles noch gut gehen, sagten wir uns. Doch die Feinde waren schneller. Eines der Boote überholte uns und versperrte uns den Weg. In diesem Augenblick versagte unser Kommandant. Er verlor die Nerven und wollte sich ergeben. Er war ein guter Seemann und kannte die Küste wie nur wenige, aber er hatte keinerlei Kampferfahrung. Wir hatten sie zwar auch nicht, waren jedoch bereit zu kämpfen. Ein anderer mußte also das Kommando übernehmen. Die übrigen wählten mich.

Inzwischen hatten uns die Amerikaner in die Mitte genommen. Sie waren schon ziemlich nahe. Ich suchte nach einem Ausweg aus der Falle. Was hatten die Feinde vor? Würden sie schießen, so wäre klar, daß sie uns versenken wollten. Doch vorläufig schossen sie nicht. Das konnte bedeuten, daß sie uns aufbringen wollten. Dazu müßten sie jedoch ganz dicht an uns herankommen. Ich befahl, die Handgranaten bereitzulegen.

Die Amerikaner schienen unsere Absicht zu erraten. Das seewärts gelegene Boot entfernte sich aus der Schußlinie des Bootes, das uns von der Küste her blockierte. Unmittelbar darauf richteten beide Boote ihre Scheinwerfer auf uns. Also wollten sie uns versenken ...

Sie fingen auch gleich danach an, mit Maschinengewehren in uns hineinzuschießen. Nun, die aufeinandergeschichteten Kisten gaben uns gute Deckung. Die Männer mit den Gewehren hieß ich, das Feuer zu erwidern. Ich selbst bediente das Segel. Und ganz plötzlich wendete ich die Dschunke direkt gegen das Boot, das uns den Weg zur Küste versperrte. Es war freilich nur ein verzweifelter Versuch, überhaupt noch etwas zu unternehmen. Denn im Falle eines Zusammenstoßes würde unser altes Schiff sicher in tausend Stücke zerspringen, ohne beim Gegner nennenswerten Schaden anzurichten. Doch der schien sich dessen nicht so sicher zu sein. Seine Sirene heulte auf, und er gab uns hastig den Weg frei. Als wir an ihm vorübersegelten, sah ich, wie einige Männer die Bordkanone auf uns richteten. Für ein paar Sekunden gaben sie ein gutes Ziel ab. Ich schoß einen langen Feuerstoß aus dem Maschinengewehr hinüber und rief: „Handgranaten!" Drei Handgranaten detonierten an Deck des Amerikaners, aber da waren wir auch schon vorbei und konnten nicht mehr sehen, welche Wirkung sie hinterlassen hatten.

Viel Zeit gewannen wir durch unser überraschendes Manöver nicht. Denn im Nu waren die Feinde wieder heran. Ein Lautsprecher dröhnte zu uns herüber. Wir verstanden die Worte nicht, aber ohne Zweifel war es eine Aufforderung zur Kapitulation. Wir rührten uns nicht, und ich hoffte, daß uns die Amerikaner für tot halten würden. Vielleicht kämen sie ganz nahe heran, so daß wir ihnen noch einmal mit Handgranaten zusetzen könnten ...

Aber sie hatten schon ihre Erfahrungen und wußten sicher, daß wir uns nicht so schnell ergeben. Sie trauten der trügerischen Stille nicht und eröffneten wieder das Feuer.

Nun blieb uns nichts übrig, als unser Schiff zu verlassen. Es würde ohnehin in wenigen Minuten sinken. Plötzlich schrie der Junge neben mir auf. Eine Kugel hatte ihn verwundet. Ich reichte ihm einen Schwimmring – und da kam mir eine Idee. Den übrigen Männern befahl ich, dem Verletzten ins Meer zu helfen und in Abständen von zehn Metern zueinander auf das Ufer zuzuhalten. Ich selbst kehrte noch einmal zum Heck zurück, um drei Schwimmringe über Bord zu werfen. Im Lichte ihrer Scheinwerfer mußten die Feinde sie sehen. Und die bissen auch prompt an! Mit ihren Maschinengewehren fetzten sie in die Ringe hinein, bis sie wohl glaubten, daß von uns keiner mehr am Leben sei.

Inzwischen hatte ich mich auf der dem Gegner abgewandten Seite ins Wasser gleiten lassen und schwamm den Meinen nach. Ich hielt mich in der Nähe des Verwundeten, Stunde um Stunde.

Als es anfing hell zu werden, war von den amerikanischen Piraten nichts mehr zu sehen. Aber auch wir waren nur noch zu dritt – einschließlich des Verwundeten, den ich schleppte. Die anderen waren wohl zurückgeblieben, vielleicht in eine andere Richtung geschwommen – oder sie lebten nicht mehr.

Ich sprach den Verwundeten an – er antwortete nicht. Wahrscheinlich war er vor Schwäche ohnmächtig geworden. Endlich erreichten wir in der Nähe der Küste seichtes Gewässer. Mit letzter Kraft zerrte ich den Verwundeten ans Land. Dann knickten mir die Knie ein. Übrigens fan-

den wir am Strand bereits einen unserer verschollen geglaubten Genossen. Auch er war völlig erschöpft. Seine Augen standen zwar weit offen, doch ich glaube, er nahm uns gar nicht wahr.
Als ich mich aufraffte, um unserem Verwundeten zu helfen, mußte ich bestürzt feststellen, daß der bereits tot war. Vermutlich lebte er schon nicht mehr, als ich ihn noch durch das Meer schleppte. Wir drei übrigen lagen nun ohne uns zu rühren im Sand, um wieder etwas zu Kräften zu kommen. Dann taumelte ich zu einem kleinen Dorf hin, das in der Nähe lag. Dort schaute man mich an, als sei ich ein Gespenst – doch als die Leute begriffen, was uns widerfahren war, beeilten sich alle, uns zu helfen.
Zwei Tage später waren wir wieder bei unserer Flotte. Jetzt bin ich auf einem neuen Schiff. Es ist ein gutes Schiff. Mit Hilfsmotor. Von euch."

„Ereignen sich solche Zwischenfälle öfter?" fragte ich den Kommandanten.
„Jede Nacht. – Und das ist immer ein ungleiches Kräftemessen. Glücklicherweise haben die Amerikaner hinreichend Furcht vor uns."
„Sie fürchten sich?"
„Das ist merkwürdig, nicht? Aber sie fürchten sich wirklich. Nur selten wagen sie es, eine größere Gruppe von Schiffen zu überfallen. Natürlich haben auch wir so allerhand an Deck. Zusammengenommen ergibt das eine ganz schöne Feuerkraft. Und so lauern sie meist zurückbleibenden, einsamen Schiffen auf. Die sind allerdings für sie eine leichte Beute."
Nachdenklich ging ich von Bord. Am Ufer blieben wir stehen und sahen zu, wie eine Dschunke nach der anderen die Segel setzte. Kran und Bambusbrücken waren verschwunden. Es blieb nur der kahle Strand zurück, an dem die Flut leckte. Die „Geisterflotte" aber schwamm ins offene Meer.



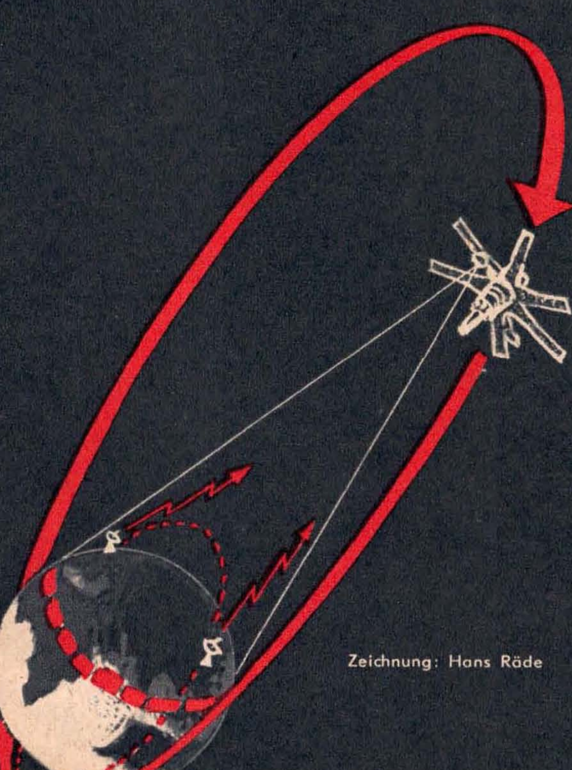
Mit äußerster Entschlossenheit verteidigen die vietnamesischen Seeleute ihre Schiffe gegen Angriffe der amerikanischen Terrorflieger.

RELAIS-STATIONEN IM KOSMOS

HEINZ MIELKE, Vizepräsident der Deutschen Astronautischen Gesellschaft

Es war in den letzten Februartagen des Jahres 1964. Mit angespannter Aufmerksamkeit saßen die Wissenschaftler der sowjetischen radioastronomischen Station Simenki bei Gorki vor ihren Apparaten. Von einem automatischen Programmgeber gesteuert, richtet sich ein hochentwickeltes System einer riesigen Antennenanlage auf einen ganz bestimmten Punkt des Himmels. Während sonst in der Station die Radiowellen ferner Himmelskörper oder die schwachen Funksignale interplanetarer Raumflugkörper registriert wurden, stand diesmal ein ganz besonderes Experiment auf dem Programm.
Genau zum vorausberechneten Zeitpunkt tauchte über dem Horizont der Station am dunklen Abendhimmel ein Lichtpunkt auf, der etwa die Helligkeit eines Sterns erster Größe zeigte und sich langsam über den Himmel bewegte. Es handelte sich um den Ende Januar 1964 in den USA gestarteten Ballonsatelliten „Echo-2", der nun zum erstenmal einem funktechnischen Experiment zwischen der englischen radioastronomischen Station in Jodrell Bank und dem sowjetischen Institut dienen sollte. Genau nach dem vorgegebenen Programm begann die große Richtstrahlantenne in England ihre Funksignale dem auf seiner Umlaufbahn dahinziehenden Satelliten zuzustrahlen. Die an der metallischen Hülle des „Echo-2" reflektierten Radiowellen wurden von der Antennenanlage in Simenki aufgefangen und über Hochleistungsverstärker verschiedenen Registriergeräten zugeführt. Das Experiment verlief zufriedenstellend und erbrachte zahlreiche wertvolle Unterlagen zur Lösung der Probleme, die mit dem Aufbau von UKW-Fernverbindungen (in diesem Fall etwa 3000 km) mit Hilfe künstlicher Erdsatelliten zusammenhängen.

Diese Versuche mit passiven Funkwellenreflektoren zählten noch zum allerersten Entwicklungsstadium einer Nachrichtensatellitentechnik, die inzwischen längst zu einem bedeutenden Faktor des internationalen Nachrichtenverkehrs geworden ist. Die zwingende Notwendigkeit dieser Entwicklung war schon seit langem nicht mehr zu übersehen. Das ständig wachsende Informationsbedürfnis im Gesamtbereich des technisch-wissenschaftlichen Fortschritts, der ökonomischen Systeme und anderer Gebiete der modernen gesellschaftlichen Entwicklung führten in einem geradezu unwahrscheinlichen Tempo zu einer mit konventionellen Mitteln kaum noch zu bewältigenden Verdichtung des internationalen Funkverkehrs. Die Kurzwellentechnik war bislang, neben den relativ wenigen Tiefseekabeln, die einzige Brücke für den Nachrichtenaustausch über sehr große Entfernungen. Waren es 1930 noch etwa 6000 Funkstationen, die in diesem Wellenlängenbereich (10 bis 100 m) arbeiteten, so stieg ihre Zahl 1940 schon auf etwa 30 000 an,



Zeichnung: Hans Räde

und 1950 waren es schließlich sogar 210 000 bis 240 000. Abgesehen von den naturbedingten Störungen des Kurzwellenverkehrs, entwickelte sich damit ziemlich schnell ein kaum noch zu bewältigender „Wellensalat". Am Beispiel der transatlantischen Nachrichtenverbindungen (Telefonie, Telegrafie, Fernschreiber und Bildtelegrafie) wird diese Verdichtung des Informationsflusses ebenfalls recht deutlich. Im Jahre 1959 zählte man etwa 2 Millionen Nachrichtenverbindungen, für 1970 erwartet man schon rund 10 Millionen und 1980 gar 118 Millionen. Die Zahl der dafür benötigten Telefoniekanäle wird sich auf etwa 10 000 belaufen.

Da im Kurzwellenbereich ein Mehrkanalbetrieb nicht möglich ist, mußte also die Zahl der Stationen ständig erhöht werden. Ultrakurzwellen (Dezimeter- und Zentimeterbereich) lassen zwar einen Mehrkanalbetrieb auf der gleichen Trägerfrequenz zu, sie haben jedoch den Nachteil, daß eine Funkverbindung nur im optischen bzw. quasioptischen Sichtbereich zwischen Sende- und Empfangsstation möglich ist. Zur Überbrückung größerer Entfernungen müssen daher entsprechend plazierte Relaisstationen eingeschaltet werden. Es ist leicht einzusehen, daß sich auf diesem Wege keine UKW-Funkverbindungen über Meere hinweg aufbauen lassen. Diese Feststellung hatte allerdings nur bis zum Aufkommen der Satellitentechnik uneingeschränkte Gültigkeit.

Die hoch über der Erdoberfläche umlaufenden Satelliten boten sich förmlich als Relaisstationen für die UKW-Nachrichtentechnik an. In Abhängigkeit von der Umlaufhöhe überbrücken sie zwischen zwei Bodenstationen einen mehr oder weniger großen Teil der Erdkrümmung. So kann ein Satellit, der eine Bahnhöhe von 1000 km hat, theoretisch noch zwei Stationen verbinden, die rund 5000 km voneinander entfernt sind. Für einen Satelliten in 10 000 km Höhe wächst diese Entfernung auf rund 13 000 km an und für einen Satelliten in 36 000 km Höhe auf etwa 16 000 km. Wohlgemerkt, für eine derartige Fernverbindung ist jeweils nur **ein** Satellit erforderlich.

Im Hinblick auf die Übertragungstechnik war das nächstliegende Verfahren das, zunächst einfach den Körper eines entsprechend großen und oberflächenpräparierten Satelliten als Wellenreflektor zu benutzen. Die Verwendung eines solchen „passiven" Relaissatelliten hat jedoch für den kommerziellen Nachrichtenverkehr beträchtliche Nachteile, da die Intensitätsverluste bei diesem Verfahren außerordentlich hoch sind. Während der Funkverbindung müssen die Richtantennen der Sende- und Empfangsstationen mit größter Genauigkeit auf den Satelliten ausgerichtet sein. Weil aber auch bei derartigen Experimenten zahlreiche grundlegende Erprobungen vorgenommen werden können, beteiligten sich, wie eingangs geschildert, auch sowjetische und englische Wissenschaftler an diesen Versuchen mit Ballonsatelliten vom Typ „Echo" (etwa 30 m Durchmesser).

Inzwischen ist man in der ständig verfeinerten und heute schon für breite kommerzielle Anwendung nutzbar gemachten Praxis allgemein zu „aktiven" Nachrichtensatelliten übergegangen. Diese sind mit automatischen Funkempfangs- und Sendeeinrichtungen sowie Bordenergieanlagen ausgestattet und können die von einer Bodenstation ausgestrahlten Signale, nach einer hinreichenden Zwischenverstärkung, wieder an andere Bodenstationen oder aber weitere Relaissatelliten übermitteln. Neben einem Betrieb mit bis zu 2000 Telefoniekanälen gestattet dieses Verfahren auch Relaisfunktionen für mehrere Fernsehkanäle. In ökonomischer und technischer Hinsicht besonders günstige Verhältnisse erhält man, wenn die Relaissatelliten auf Kreisbahnen gebracht werden, die etwa 36 000 km von der Erdoberfläche entfernt sind und in der Ebene des Erdäquators liegen. Dann wird ihre Umlaufzeit gleich der Dauer einer Erdrotation (24 Stunden), und der betreffende Satellit bleibt sozusagen „fest" über einem bestimmten Punkt des Erdäquators „stehen". Hierbei entfällt dann vor allem das ständige Nachführen der Bodenantennen, wie es für Satelliten mit geringerer Bahnhöhe durch deren Bahnbewegung erforderlich wird. Außerdem braucht man nur drei Satelliten in den Eckpunkten eines gleichseitigen Dreiecks anzuordnen, um mit ihrer Hilfe fast die gesamte Erdoberfläche gleichzeitig in den Empfangs- und Sendebereich zu bekommen.

Die territoriale Lage der Sowjetunion würde dieses Verfahren für sowjetische Nachrichten- bzw. Fernsehsatelliten wenig sinnvoll machen. Daher entwickelten die sowjetischen Wissenschaftler für ihre ob April 1965 eingesetzten Satelliten vom Typ „Molnija-1" eine bemerkenswerte Sonderlösung. Sie sieht eine stark elliptische Umlaufbahn vor, deren erdnächster Punkt in etwa 500 km Höhe über der Südhalbkugel der Erde liegt, während sich der erdfernste Bahnpunkt etwa 40 000 km über der Nordhalbkugel befindet (siehe Skizze). Bei einer Bahnneigung von 65° gegen den Erdäquator beträgt die Umlaufzeit rund 12 Stunden, von denen sich der Satellit fast 10 Stunden in günstigen Positionen zu sowjetischen und anderen Bodenstationen auf der nördlichen Hemisphäre aufhält. Mit dem zweiten Satelliten dieser Serie wurde unter anderem ein Erprobungsprogramm von Farbfernsehübertragungen zwischen Moskau und Paris am 30. November 1965 erfolgreich abgeschlossen.

MILITÄRTECHNISCHE Umschau

Findet Kabelbrüche

Die berührungslose Kontrolle von Kabeln und Leitungen auf Isolationsfehler oder Drahtbrüche ermöglicht ein im Dresdner Transformatoren- und Röntgenwerk im Einsatz befindliches Prüfgerät. Mit diesem nur 25 kg schweren Gerät können bis zu 1000 m Kabel je Minute geprüft werden.

Schiffe in Portionen

Eine Werft in Yokohama führte eine Schiffsbautechnik vor, bei der Schiffe in Teilen gefertigt und dann im Wasser montiert werden. Mit dieser japanischen Erfindung ist die Möglichkeit gegeben, beliebig große Schiffe auch auf kleinen Hellingen zu bauen. Die Schiffsteile (z. B. Vorder- oder Achterschiff) werden dann zusammengeschweißt, nachdem die Nahtstellen durch Evakuierverfahren abgedichtet worden sind.

Wandeffekt

Unter Leitung von Dr. Schreiber wurde im VEB Feuerlöschgeräte Neuruppin ein Pulver entwickelt, das in Sekundenschnelle selbst explosionsartige Mineralölbrände oder unter Druck austretende brennende Gase löscht. Die große Wirkung beruht auf dem Wandeffekt: Das Pulver legt zwischen das brennende Material und die Luft eine künstliche Wand.

Ausbildungsschiff „Engadine"

Für die britische Flotte ist das auf der Henry Robb Limited in Leith gebaute Hilfsschiff „Engadine" bestimmt. Das Schiff ist speziell zu Ausbildungszwecken konstruiert worden. Es soll dem Flugtraining mit Hubschraubern dienen. Seine Gesamtlänge beträgt 129 m, die Deckbreite 17,7 m, die Wasserverdrängung um 8000 ts.



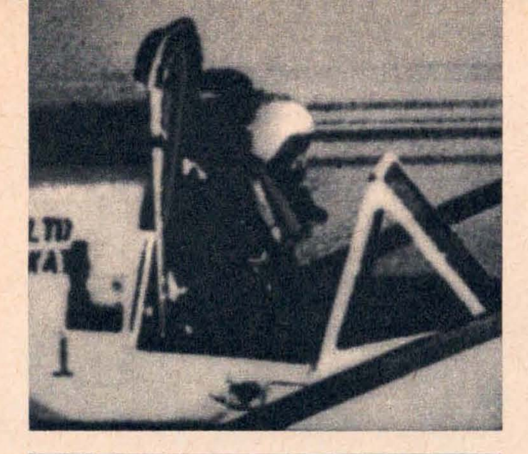
Soldaten und Gefreite

Im militärischen Sprachgebrauch benutzen wir noch heute Begriffe, die bereits „Anno Tobak" entstanden sind. Woher sie stammen soll in den nächsten Beiträgen dieser Rubrik behandelt werden.

Das aus dem spätklassischen Latein (solidus) stammende, in das mittelalterliche Latein (solidatus = der Besoldete) übernommene und im Italienischen (soldato), Französischen (soldat) sowie Englischen (soldier) gebräuchliche Wort Soldat setzte sich im deutschen Sprachgebrauch erst im 16. Jahrhundert durch. Wegen des herabsetzenden Sinnes, der dem Wort lange Zeit anhaftete, lehnten es z. B. die Freiwilligen von 1813 (Befreiungskriege) ab, sich Soldaten zu nennen, weil sie die Bezeichnung allzu sehr an gemietete Söldner (Sold) erinnerte. Diese bildeten den größten Teil der stehenden Heere im Feudalismus und wechselten wegen materieller Vorteile öfter ihren Kriegsherrn. Schon Lessing wandte sich 1767 gegen das Söldnerwesen seiner Zeit, besonders aber gegen das preußische, wenn er forderte: „Man muß Soldat sein für sein Land oder aus Liebe zur Sache, für die gefochten wird. Ohne Absicht heute hier, morgen da dienen, heißt wie ein Fleischerknecht reisen, weiter nichts" (Minna v. Barnhelm). – Heute, wo sich der Inhalt vieler dem Militärwesen angehörenden Begriffe verändert hat, füllen wir die herkömmliche Bezeichnung Soldat mit einem neuen, positiven Inhalt.

Gefreiter ist eigentlich ein Partizip (Mittelwort) vom altdeutschen Verbum (Zeitwort) „freien", das so viel wie „befreien" bedeutet. In germanischer Zeit z. B. „freite" ein Jüngling seine Frau, die er damit von der väterlichen Gewalt anfangs durch Raub, später durch Kauf befreite.

Im Gegensatz zu den „Gemeinen" (Gemeine-Gemeinde = Gesamtheit der Landsknechte), die im Mittelalter zu Schildwachediensten herangezogen wurden, hatten die Älteren und Zuverlässigeren unter ihnen den Vorzug, die Kommandogewalt beim Aufziehen der Wachposten oder bei der Begleitung von Gefangenen bzw. Arrestanten auszuführen. Deswegen waren sie von schweren körperlichen Arbeiten und „vom Schildwachstehen befreyet", wie L. Fronsperger, der bedeutendste deutsche Militärschriftsteller des 16. Jahrhunderts in seinem „Kriegsbuch" (1573) sagt. Da der Gefreite bald auch etwas mehr Löhnung empfing, die er freilich nicht selten zum Genuß von Schnaps ausgab (die Gemeinen konnten sich nur billiges Bier leisten), wurde er scherzhaft auch Schnapser (Schnäpser) genannt. *Dr. Schu.-Fa.*





Unterwasser-Katapultsitz

Die Fotos zeigen die Erprobung eines Katapultsitzes zur Rettung von Flugzeugpiloten, die ins Meer abstürzen. Wie die englische Zeitschrift „Engineering" berichtete, soll der Mechanismus bis zu 30 m Tiefe funktionstüchtig sein, auch dann, wenn der Pilot bewußtlos ist; und auch bei allen möglichen Lagen des Flugzeuges.

Luftkissen-Riese

Demnächst soll in Frankreich das auch für militärische Zwecke vorgesehene Luftkissenschiff N-300 erprobt werden. Es befördert 11 t Nutzlast (oder 80 Personen), entwickelt 115 km/h Spitzengeschwindigkeit und hat einen Aktionsradius von 200 km. In Konstruktion befindet sich der Typ N-500, der bei Geschwindigkeiten von 140 km/h für 450 Personen ausgelegt ist.

Aufpumpbarer Antennenmast

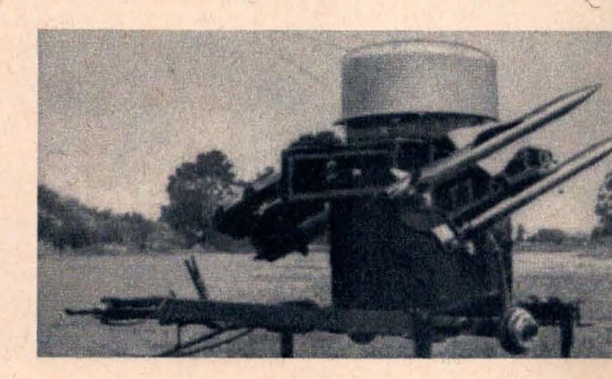
Die Firma Goodyear Aerospace Corporation hat einen Antennenmast entwickelt, der aufpumpbar ist. Es handelt sich dabei um einen flexiblen Schlauch von 18 Meter Länge, der in einem Rucksack transportiert wird, einen Raum von nur 33 cm^3 einnimmt und etwa 12,7 kg mit Fußluftpumpe, Verspannungsanker und Reparaturgarnitur wiegt. Das Aufpumpen nimmt 15 Minuten in Anspruch. Der Antennenkopf an der Mastspitze kann entsprechend der gewünschten Kurzwellen- bzw. UKW-Frequenz abgestimmt werden. Das Gerät wird von den amerikanischen Interventen in Vietnam verwendet.

KME-Bausteine

Das Institut „Manfred v. Ardenne" arbeitet zusammen mit dem Industriezweig „Technische Keramik" der DDR an der Produktion von Komplex-Mikroelektronik-Bausteinen. Widerstände, Kondensatoren und Transistoren werden in einer winzigen Baugruppe vereinigt, die nicht wieder in ihre Einzelteile zerlegt werden kann und das Grundelement hochleistungsfähiger elektronischer Anlagen darstellt. Da zahlreiche Lötverbindungen und äußere Einwirkungen wegfallen, besteht größte Betriebssicherheit bei kleinsten Abmessungen und einfachster Wartung.

Tieffliegerabwehrsystem ET 316

In England ist der Prototyp eines neuen Tieffliegerabwehrsystems erprobt worden. Das System ET 316 ist eine einfache transportable Vierlingsstartanlage für Feststoffraketen. Auf LKW oder Munitionstransportern wird sie in die Feuerstellung gefahren. Das System umfaßt die automatische Zielanlage, das Funkmeßgerät und die vier Starteinrichtungen. Die Raketen sollen eine Geschwindigkeit von zwei Mach erreichen.







Der vergoldete Reiter dreht der Brücke den Rücken zu, sein Blick folgt dem Weg, der nach Polen führt. Daß August der Starke es tatsächlich schaffte, König von Polen zu werden, soll uns heute nicht kümmern. Wir betreten die Brücke und haben nun vor uns, was seit Jahrhunderten die Beschauer in seinen Bann schlägt: Dresden, die Perle des Barocks, die heitere Stadt der Kunst – der Malerei und der Musik.

Johann Gottfried Herder, Goethes Zeitgenosse, nannte die Stadt wegen ihrer anmutigen Lage und ihrer Kunstschätze das „deutsche Florenz". Gerhart Hauptmann, der Zeuge der Bombenangriffe vom 13. Februar 1945 war, klagte: „Wer das Weinen verlernt hat, der lernt es wieder beim Untergang Dresdens." Und es bedurfte Jahre harter Arbeit, bis der Dresdner Dichter Max Zimmering sagen konnte: „Seht, das Antlitz Dresdens lächelt wieder."

Auf der Georgi-Dimitroff-Brücke stehend, überblicken wir den Theaterplatz mit dem Italienischen Dörfchen rechts im Vordergrund und mit den beiden Semperbauten aus dem 19. Jahrhundert: Oper und Gemäldegalerie. Der Brücke gegenüber die Kathedrale, die von dem Italiener Chiaveri erbaute ehemalige katholische Hofkirche, und das kürzlich restaurierte Georgentor des Schlosses. Links, stromaufwärts, schließt sich die Brühlsche Terrasse an mit Landtag, Secundogenitur, Kunstakademie und Albertinum. Wenige hundert Meter weiter erheben sich die hellen Wohnhäuser des neuen Dresdens.

Heute schon ist unvorstellbar, daß hier vor zwei Jahrzehnten hinter einer zerstörten Brücke Ruinen ragten und sich ein Meer von Trümmern ausdehnte: 18 Millionen Kubikmeter Trümmer und Schutt auf 15 Quadratkilometern total zerstörtem Stadtgebiet. Von den 220 000 Wohnungen der einstigen sächsischen Residenzstadt blieben nur 45 000 von Bomben und Brand verschont.

Doch wir gehen weiter. Überqueren wir den von friedlichen Touristen bevölkerten Theaterplatz, denn eine besondere Schönheit ist noch zu entdecken. Jenseits der Gemäldegalerie, die seinen nördlichen Abschluß bildet, liegt der Zwinger. Diese im Wechsel von Pavillons und Bogen- und Langgalerien so anmutige, mit Figuren reich geschmückte Barockanlage wäre allein ausreichend, um Dresden den Ruhm als Kunststadt zu sichern. 20 Millionen Mark stellte unsere Regierung für den Wiederaufbau nur des Zwingers und der Gemäldegalerie zur Verfügung, die 1945 unrettbar verloren schienen.

Doch Dresden – das ist nicht nur das alte Stadtzentrum um Zwinger und Hofkirche. Machen wir einen Ausflug in die Höhe. Der Aufzug im Rathausturm bringt uns in wenigen Minuten nach oben. Hier liegt die Stadt zu unseren Füßen. Dort der Zwinger, den wir vorhin durchschritten, näher heran der Altmarkt und die Ernst-Thälmann-Straße, an deren Nordseite die Bauarbeiten am Haus der sozialistischen Kultur vorangehen. Wenig rechts davon das in warmem Gelb leuchtende Landhaus am Pirnaischen Platz, ein würdiges Museum für Stadtgeschichte. Jenseits des Platzes dann das 14geschossige Wohnhochhaus mit 180 Wohnungen, das entlang der Prager Straße zahlreiche 17geschossige Geschwister erhält.

Über den Hauptbahnhof hinweg erinnert uns der ausgedehnte Komplex von Gebäuden der Technischen Universität daran, daß Dresden nicht zuletzt auch Stadt der Wissenschaft ist: 33 000 Studierende sind an den Hoch- und Fachschulen immatrikuliert, die mit ihren zahlreichen Instituten enge Verbindungen zu Dresdens moderner Industrie halten – zur Elektronik/Elektrotechnik, zum Maschinenbau, zur Feinmechanik/Optik, um nur drei der wichtigsten zu nennen.

„Was das kostet!" entfährt es einem der Turmbesucher neben uns bei dem Blick auf den Bauplatz Dresden. Wenige Stockwerke tiefer, in der Bauplanung der Bezirksstadt, könnte man es uns sicher ganz genau sagen, doch wir begnügen uns mit den Zahlen, die ein Ortskundiger im Kopf hatte: Über 60 Millionen Mark seit 1945 für die Wiederherstellung kulturhistorischer Bauten. Zuerst aber brauchten die Dresdner ein Dach über den Kopf. So hatte der Rat der Stadt die schwierige Aufgabe, beiden Seiten gerecht zu werden. Der Wohnungsbau durfte dabei nicht zu kurz kommen. Mehr als 40 000 Neubauwohnungen entstanden in zwei Jahrzehnten, und gegenwärtig wendet die Stadt jährlich 80 bis 85 Millionen MDN allein für den Wohnungsbau auf.

Mit einem Blick über die Stadt am Strom nehmen wir Abschied. Im Nordosten, auf den Wachwitzer Höhen, wächst der Dresdner Fernsehturm, und weiter im Osten sind im Dunst gerade noch die markantesten Felsen der Sächsischen Schweiz, der Lilienstein und der Königstein, zu erkennen. Wenn wir die Zeit haben, trägt uns dorthin eines der Schiffe der Weißen Flotte, die uns an der Brühlschen Terrasse, nahe unserem Ausgangspunkt, erwarten.

Berthold Gottschalk





Bist Du männlich genug?

So wird's gemacht: Entscheide Dich bei der Beantwortung der Fragen bitte für eine der angegebenen Möglichkeiten. Hinter jeder Antwort steht eine Punktzahl, die Du zum Endresultat zusammenzählen mußt. Das absolut sichere und unfehlbare Ergebnis des Testes erfährst Du in unserer anschließenden Auswertung. Voraussetzung für die Richtigkeit des Ergebnisses ist allerdings, daß Du alle Fragen ganz ehrlich beantwortet hast. Wir hoffen, daß Du mit dem Ergebnis zufrieden bist.

havo-Test

Welches Fahrzeug würdest Du am liebsten benutzen?

a) Kinderwagen 2
b) Starfighter 6
c) Wipproller 0
d) U-Boot 4

Welche Sportart begeistert Dich?

a) Radfahren 0
b) Seitenspringen 2
c) Querschießen 1

Welche Gesellschaftsspiele bevorzugst Du?

a) Mensch ärgere Dich nicht spielen 3
b) In Sekt baden 5
c) Revierreinigen 7

Was greift Dich mehr an?

a) wenn der Spieß Dich anschreit 2
b) wenn Du in blaue Augen blickst 0
c) wenn Du mit dem Auto einen Baum gefällt hast 4
d) wenn Du Bauchweh hast 6

Welchen Beruf würdest Du vorziehen?

a) Seemann 4
b) Pfarrer 6
c) Offizier 8
d) Friseur 2

Welchem Verein würdest Du beitreten?

a) Reservistenverband 4
b) Karnevalsgesellschaft 3
c) Catcher-Club 5
d) Angler-Verein 0

Welches Bild spricht Dich mehr an?

a) 0



b) 10



In die nebenstehende Tabelle kannst Du die einzelnen Punktergebnisse eintragen. Zusammengezählt erhälst Du in dem stark umrandeten Kästchen Deine erreichte Punktzahl.

5 – 14 Punkte: Du brauchst nicht gleich zu weinen, aber rosig sieht es nicht mit Dir aus. Du bist weicher und nachgiebiger als Schaumgummi. Melde Dich zu einer Rangerausbildung, da lernst Du Härte kennen. Außerdem hilft es Deiner Persönlichkeit und stärkt Dein Selbstbewußtsein.

15 – 24 Punkte: Männlich sein heißt nicht Playboy spielen! Du bist leider kein Typ à la James Bond, der sich beides leisten kann. Beweise Deine Männlichkeit lieber bei der Infanterie-Gefechtsausbildung oder bei der Formalausbildung.

25 – 34 Punkte: Herzlichen Glückwunsch! Du bist der Mann, der weder hart noch weich ist. Du stößt nirgendwo an, weil Du keinen Widerstand bietest. Du scheust zwar jede Anstrengung, aber Du drückst Dich keineswegs. Mach nur so weiter - Du wirst es sicher noch weit bringen.

35 – 44 Punkte: Du bist härter als Edelstahl. Um Dich zu schleifen, müßte man schon Diamanten haben. Dir kann so schnell nichts passieren, vorausgesetzt, Dich bringt nichts von Deiner Linie ab. Männer von Deinem Schlag werden in Hollywood noch gesucht.

DER TEST

Bemerkungen über ein übles Spiel des SOLDATEN KURIERS

Von Rudi Strahl

Im bundesrepublikanischen SOLDATEN KURIER (Truppen- und Reservistenzeitung des III. Korps und des WBK IV) erscheint allmonatlich ein „TEST", dessen Aufmachung einen zwar albernen, aber harmlosen Jux zu versprechen scheint. Jedenfalls auf den ersten, flüchtigen Blick. Doch schon beim Lesen der Haupt- und Zielfrage wird man stutzig, denn sie ist jedesmal haarscharf auf einen psychologisch wunden Punkt des Lesers gerichtet (und angesichts der sonstigen Seiten dieses Blattes fällt es nicht schwer, die Psyche seiner Leser ziemlich genau zu erkennen). Da liest man nun beispielsweise: „Wirst Du Karriere machen?" – „Bist Du ein guter Soldat?" – „Bist Du männlich genug?" Und dann folgen auf eine Summe von Teilfragen jeweils vier Antworten, die – im Sinne des TESTES und im Ungeist der Zeitung – von der negativsten bis zur positivsten Einschätzung des Getesteten reichen.

Auferlegen wir uns einmal die Zumutung, eins dieser dubiosen Spielchen genauer zu betrachten (siehe nebenstehendes Faksimile). Ein vorweggenommener Blick auf die Einschätzung soll uns zunächst nur soviel verraten, daß die höchstmögliche Punktzahl das zu erstrebende Ziel darstellt. Wenden wir uns nun wieder dem Start zu – der Hauptfrage: „Bist Du männlich genug?"

Nun, welcher Mann – zumal welcher *junge* Mann, zumal welcher Leser dieser Zeitung – wünschte wohl nicht, die Frage mit einem selbstbewußten „ja" beantworten zu können? Und da er das Prinzip des TESTES kennt, wird er von Anfang an nach der Bewertung trachten: „Du bist härter als Edelstahl . . ." (35–44 Punkte). Die erste Fragengruppe („Welches Fahrzeug würdest Du am liebsten benutzen?") eröffnet den Reigen mit einer Auswahl, die ausgerechnet dem Möchtegern-Starfighter-Piloten die höchsten Chancen einräumt – zwar, nach allen makabren Erfahrungen echter Starfighter-Piloten, nicht die des Überlebens, sondern sechs Punkte! Wen scherte da der Tod, der als blinder Passagier in jeder Kanzel mitfliegt? Für ein wenig weniger Mut gibt es immerhin noch vier Punkte – aber immerhin ist es noch gar nicht lange her, daß das U-Boot „Hai" mit Mann und Maus gesunken ist. Für die zwei lächerlichen anderen Alternativen dürfte sich sowieso kein strebsamer Jüngling entscheiden. (Es sei denn, er nähme den TEST viel, viel weniger ernst als dessen Erfinder. Aber dann hätte er wohl gar nicht erst angefangen, die Fragen zu beantworten. Oder er hätte – bei einem Rest von klarer Überlegung – spätestens jetzt die Nase voll.)

Im nächsten Komplex („Was greift Dich mehr an?") sind die Fragen hinterhältiger gestellt. Und ohne Zögern wird sich wohl jeder für den simplen Bauchschmerz entscheiden, mit dem man hier die meisten Punkte erlangt. Bauchschmerzen sind harmlos, nicht wahr? Ja – jedenfalls für die sonst bedenkenlose Erfüllung jeder Aufgabe. Der Blick in blaue Augen – als ein sehr menschliches, allzumenschliches Tun – wird als gänzlich unmännlich, also punktlos abgetan. Als heilsame Konsequenz bliebe bei solchem Versagen nur die „Rangerausbildung" (5 bis 15 Punkte). Denn dabei verginge auch dem weichsten Gemüt die Lust zur Liebe. Und die Liebe zum Mitmenschen überhaupt.

Dafür entschädigt der in seiner Kategorie („Welche Sportart begeistert Dich?) am höchsten dotierte Seitensprung. Als Liebesersatz vermag er kaum Gefühle hervorzubringen, die einen potentiellen Killer daran erinnern könnten, daß er eigentlich doch auch ein Mensch sei. Kein Übermensch –" . . . härter als Edelstahl!"

Überaus aufschlußreich ist die nächste Fragenreihe („Welchen Beruf würdest Du vorziehen?") Ganz vorn rangiert natürlich der Offizier, ganz hinten natürlich der Friseur als biederer Handwerker. Aber wenn wir uns an die Hauptfrage erinnern, scheint es doch einigermaßen seltsam, daß der Pfarrer noch vor dem Seemann rangiert. Vermutlich ist an einen Militärpfarrer gedacht: vielleicht aber steht er auch nur als Symbol für alle, die bereit sind, selbst zum blutigsten Geschehen ja und amen zu sagen.

Vergleichsweise friedlich gibt sich die nächste Erkundigung („Welches Gesellschaftsspiel würdest Du vorziehen?"). Den Hang zur Stupidität – für die Liebhaber des Mensch-ärgere-dich-nicht-Spiels – belohnen immerhin schon drei Punkte. Dem geschmacklosen Größenwahn, im Sekt baden zu wollen, winken schon fünf, obgleich man bisher immer annahm, daß diese Tätigkeit nichts weniger als eine männliche Beschäftigung darstellt. Sieben Punkte hingegen erhält, wer das Revierreinigen als liebstes Gesellschaftsspiel betreibt. Man beachte die Steigerung – obgleich kaum zu glauben ist, daß Leute, die im Sekt zu baden pflegen, jemals zum Revierreinigen herangezogen würden. Oder?

War bisher immer das Individuum als solches befragt, testet ihn der TEST abschließend in seinem Trieb zur Herde („Welchem Verein wür-

Das Bild vom „riesigen Stiefel" – im Foto-Cocktail des SOLDATEN KURIERS zu finden:



Unbeschwertes Lachen ist der Lohn dieses US-Soldaten, wenn er den kleinen vietnamesischen Bauernjungen auf seinem riesigen Stiefel in die Luft hebt (SOLDATEN KURIER, Mai 1966)

dest Du beitreten?"). Als absolut unmännlich verfällt der Angler-Verein punktloser Bewertung. Karnevalsgesellschaft und Reservistenverband erzielen immerhin Achtungserfolge – nicht allein der SOLDATEN KURIER wäre froh, wenn der brave Bundesbürger seine Freizeit abwechselnd in einer der beiden Organisationen verbrächte. Als wahrer Hort der Männlichkeit wird jedoch der Catcher-Club gepriesen. Sein Motto „Greif, wie Du greifen kannst!" (sprich: Kätsch äs kätsch kän) läßt bekanntlich schon den Zuschauer vergessen, daß er angeblich Menschen kämpfen sieht ...
Aber setzen wir zunächst einmal den Fall, unter den Getesteten fände sich ein schlichtes Gemüt mit folgenden Neigungen:

Lieber mit einem Wipproller zu rollern, als („am liebsten"!) per Starfighter in den Tod zu fliegen. Von den blauen Augen eines Mädchens ergriffener zu sein als, beispielsweise, vom Schreien seines Spießes. Wegen eben dieses Mädchens keine Seitensprünge zu machen, sondern per Rad zu ihr zu fahren. Dem schlichten Handwerk eines Friseurs den Vorzug vor dem des Offiziers zu geben (sagen wir, weil es für einen Friseur als unehrenhaft gilt, Blut zu vergießen). Froh zu sein, wenn er statt des Reviereinigens in irgendeiner NATO-Kaserne zu Hause Mensch-ärgere-dich-nicht spielen kann. Sich als Angler unter anderen Anglern wohler zu fühlen statt als Catcher unter – oder über – anderen Catchern. Und, wie jeder normale

Das Bild vom „riesigen Stiefel" – im SOLDATEN KURIER nicht zu finden:



Mann, Brigitte Bardot recht gern zu sehen ... Wäre nicht jeder vernünftige Mensch bereit, diesen anderen Menschen ebenfalls ganz vernünftig zu finden?

Der TEST ist da ganz anderer Ansicht (selbst wenn der Delinquent nicht nur fünf Punkte, sondern bis zu vierzehn errungen hätte – vielleicht, daß er lieber Seemann wäre statt Friseur oder gerne querschösse statt radzufahren). Der TEST bescheinigt ihm, daß er weicher und nachgiebiger ist als Schaumgummi. Und rät ihm: „Melde Dich zu einer Ranger-Ausbildung ... !"

Das also ist des Pudels Kern. Und die teuflische Fratze, die uns entgegengrinst, läßt uns spätestens jetzt wissen, daß der anfangs vermutete Spaß als blutiger Ernst zu verstehen ist. Da bedürfte es gar nicht mehr der Erklärung: „Du bist leider kein Typ à la James Bond ..." Leider? Selbst für westliche Begriffe ist James Bond der Prototyp eines Mörders, und die Legalisierung seiner Morde durch den Staat hat ihm in Vietnam bereits unzählige Nachahmer beschert. Der Getestete ist *leider* kein James Bond. *Noch* nicht.

Es sei denn, er hätte zwischen fünfunddreißig und vierundvierzig Punkte erreicht. Notwendigerweise muß er da schon Offizier der Bundesluftwaffe sein, gelegentlich in Sekt baden, einem Catcher-Club angehören und trotz seines Bauchweh's einen Starfighter fliegen. Dennoch

suggeriert ihm der TEST: „Dir kann so schnell nichts passieren . . ."
Vorausgesetzt, ihn bringt nichts von seiner Linie ab. Beziehungsweise von der des monatlichen TESTES im SOLDATEN KURIER. Denn es ist nicht etwa so, daß der hier veröffentlichte und kommentierte eine erschreckende Ausnahme bildete. Jeder andere leistet in gleicher oder ähnlicher Art und Weise einen Beitrag zu dem Ziel, die Soldaten der Bundeswehr zu stupiden, bedenkenlosen Killern zu erziehen. Dafür mögen kurz noch einige andere Beispiele sprechen.
Unter der Hauptfrage: „HAST DU DAS ZEUG ZUM RANGER?" läßt ein anderer TEST die Katze unverhüllt aus dem Sack. Auf die Erkundigung nach dem Leib- und Magengericht hat der Getestete hier zu antworten: „Geröstete Feldmäuse!" (6 Punkte). Ein einfaches „Ja" bringt Zähler bei diesen Fragen: „Kannst Du mit Streichhölzern umgehen?" – „Kommst Du mit einer Mütze voll Schlaf aus?" – „Wolltest Du immer schon einmal mit nur einem 50-Pfennigstück zwischen den Zähnen den Atlantik durchschwimmen?"
Ist alles das zur Zufriedenheit des TESTS geklärt, wird dem Getesteten bescheinigt: „Du bist auf Grund Deines starken Willens und der Vorliebe für die Natürlichkeit direkt für einen Ranger-Lehrgang geboren . . ."
Direkt für einen Ranger-Lehrgang geboren – dieser immer wiederkehrende Wunschgedanke läßt erkennen, was dem TEST (und damit dem SOLDATEN KURIER, und damit der Bundeswehr) ein menschliches Dasein gilt. Nein, nicht *eins*. Das Dasein unzähliger. Ausgenommen höchstens der, die in einem dritten TEST („Wirst Du Karriere machen?") mit Glanz bestehen. Dazu wäre freilich notwendig, daß der jeweils Betreffende

- mit einer größeren Summe gefundenen Geldes für seine Vorgesetzten ein Bankett gibt;
- sich selbst als „Leisetreter" einstuft;
- eine Annonce für die Bundeswehrwerbung mit „größter Begeisterung" liest;
- die Tochter eines verdienten Soldaten heiratet;
- den Inbegriff größten Erfolges in Josef Nekkermann sieht!

Die Beispiele ließen sich beliebig fortsetzen – unter anderem bis zu der verlangten Konsequenz, die Trillerpfeife des Unteroffiziers vom Dienst der „Kleinen Nachtmusik" von Wolfgang Amadeus Mozart vorzuziehen. Aber nach allem bisherigen überrascht uns das kaum noch. *Uns* – die wir imstande sind, die Absicht zu erkennen. Der ständige Kunde des TESTS vermag das wohl kaum, denn der TEST ist nur *ein* Mittel von vielen, die zu seiner psychologischen Beeinflussung und Verdummung ersonnen werden. Von Leuten, denen *jedes* Mittel recht ist, um eines Tages aus üblem Spaß blutigen Ernst werden zu lassen.
Insofern ist der TEST auch ein Test für uns – er stellt uns klipp und klar die Frage, wie wir uns der Gefahr erwehren können. Allein mit guten ethisch-moralischen Grundsätzen ist nichts getan, wenn einem Killer „vom Typ eines James Bond" gegenüberstehen. Tatbereitem Ungeist ist mit den besten Argumenten nicht beizukommen; ihm können wir nur begegnen, wenn wir ihm auch in der Tat als bessere Kämpfer entgegentreten können.
Wenn auch absolut ohne das Bedürfnis, geröstete Feldmäuse essen zu wollen, mit einem Fünfzig-Pfennigstück den Atlantik zu durchschwimmen oder den Inbegriff großen Erfolges in Josef Neckermann zu sehen!
Denn selbst Neckermann wird nichts möglich machen, was wir verhindern wollen.
Und können. Und müssen!



Im SOLDATEN KURIER nicht zu finden:

Diesem durch ein amerikanisches Schrapnel grausam verstümmelten vietnamesischen Junge wurde „unbeschwertes Lachen" auf dem „riesigen Stiefel" nicht zuteil. Er starb kurz nach seiner Verwundung und zählt zu jenen 250 000 Kindern, die nach Angaben des amerikanischen Wissenschaftlers William Pepper seit 1961 von den Amerikanern in Vietnam getötet wurden. Die Zahl der verletzten, verkrüppelten und durch Napalm verbrannten Kinder überschreitet nach Peppers Bericht die 750 000.

Die unterlassene Meldung

Fortsetzung von Seite 57

tion an. Es überkommt ihn heiß und kalt. Schamröte steigt ihm ins Gesicht.
Bei jedem Satz des Offiziers wird ihm mehr bewußt, daß er ein Esel ist, daß er einen Fehler begangen hat, einen großen Fehler. Es geht ja nicht allein um den Befehl, den er unvollständig ausgeführt hatte. Genau genommen hatte er in der Grenzsicherung eine Lücke aufgerissen, durch die der Feind hätte schlüpfen können. Das vor allem prangert der Kommandeur so schonungslos an.
Was wäre geschehen, wenn ihm der Leutnant in der Zeit, die er bis zum letzten Posten brauchte, neue wichtige Einzelheiten für die Grenzsicherung hätte mitteilen müssen? Oder wenn die Kontrollstreife kurzfristig woandershin hätte beordert werden müssen, um bei der Abwehr einer Provokation zu helfen?
Nicht auszudenken! Zum Glück ist nichts weiter passiert.
Eine Lappalie? Der Leutnant ein Kleinigkeitskrämer? O, Peter, da hast du dir etwas eingehandelt ...
„... solche Fehler können wir nicht zulassen, wenn wir die Staatsgrenze zuverlässig sichern wollen", fährt der Offizier fort. „Und gerade Sie als Unteroffizier und Gruppenführer sollten wissen, daß Befehle restlos ausgeführt werden müssen. Nicht nur zu 95, sondern zu 100 Prozent. Ich hoffe, Sie haben das nun begriffen."
Was soll er antworten? Sich verteidigen, wo es nichts zu verteidigen gibt? Eingestehen, daß er zu bequem, ja zu faul war, zum Telefonhörer zu greifen? Oder soll er gar, was ihn am meisten schmerzt, dem Leutnant sagen, daß er den Befehl als unsinnig angesehen hatte? Mit dünner Stimme antwortet er:
„Mir ist jetzt klar, Genosse Leutnant, daß ich Mist gebaut habe. Das wird mir eine Lehre sein."
„Ich werde Sie beim Wort nehmen. Aber wir sprechen noch einmal darüber."

Harte Frage

Der Zusammenstoß mit dem Zugführer geht Peter tagelang nicht aus dem Kopf. Beim Dienst auf dem Bahnhof wie in der Kaserne.
Hast du diesmal auch wirklich nichts vergessen?, überprüft er sich jedesmal, wenn er wieder einen Auftrag ausgeführt hat.
Kleinigkeiten? Die gibt es für ihn jetzt nicht mehr. Befehl ist Befehl, und Verstoß bleibt Verstoß, auch wenn es sich um scheinbar belanglose Dinge handelt.
Kann man überhaupt einen solchen Unterschied machen?, überlegt er immer wieder.
Von Tag zu Tag erwartet er, daß ihn der Zugführer rufen würde. Hat er es vergessen? Desto verwunderter ist Peter, als ihn Gefreiter Ritter, der FDJ-Sekretär der Kompanie, eines Tages zu einer Leitungssitzung einlädt.
„Warum eigentlich haben Sie meinen Befehl nicht restlos ausgeführt?", fragt in der Sitzung Leutnant Mester, der in seiner Eigenschaft als Parteisekretär diese Aussprache angeregt hatte. Warum? Eine harte Frage.
Peter wiederholt, was er dem Leutnant bereits gesagt hatte. Doch damit gibt sich die FDJ-Leitung nicht zufrieden.
„Es muß doch tiefere Ursachen haben, wenn du einen Befehl nicht ernst nimmst", will Unterfeldwebel Nebes wissen, der beste Gruppenführer der Kompanie. „Das heißt doch, daß du deine Arbeit nicht ernst nimmst, deine Arbeit als Gruppenführer, als Vorgesetzter."
Tiefere Ursachen. Peter hatte sich darüber in den letzten Tagen den Kopf zerbrochen. Er hatte erkannt, daß er nicht erst jetzt leichtfertig gehandelt hatte. Etwas gleichgültig war er schon am Anfang seiner Dienstzeit gewesen ... Stückweise, durch Zwischenfragen immer wieder zum Nachdenken gezwungen, legt Peter dar, wo er die Ursachen vermutet.
Die Unteroffizierslitzen hatten ihn gelockt, als er sich als Soldat auf Zeit verpflichtete. Die Arbeit eines Gruppenführers hatte er sich leichter vorgestellt, als sie wirklich ist. Seine große Verantwortung begann er erst zu begreifen, als er vor seinen Soldaten stand. Er hatte Hemmungen, ihnen etwas zu befehlen, weil sie teils älter waren als er mit seinen zwanzig Jahren. Dafür steckte er manche Kritik ein, wurde eine Zeitlang mutlos, ließ die Zügel schleifen. Doch Leutnant Schröler, sein bisheriger Zugführer, ließ nicht locker ...
„Ich machte nur, was verlangt wurde, mehr nicht. Aber er stieß mich ständig vorwärts, und ich ließ mich mitziehen, ohne eigene Initiative zu entwickeln", fährt Peter fort. „Meine eigene Gleichgültigkeit, das war wohl der Grund, Genosse Leutnant, weshalb ich Ihren Befehl nicht ernst nahm ..."
„Wieso das?" unterbricht der FDJ-Sekretär.
„Einfach so: Ich hielt es für wichtiger, die Posten schnell zu informieren. Dabei war mir nicht klar, daß der Anruf im Führungspunkt mindestens ebenso wichtig war. Ich machte also einen Unterschied zwischen sogenannten großen und kleinen Befehlen. Aber einen solchen Unterschied gibt es nicht. Befehl ist Befehl. Das hat mir der Genosse Leutnant deutlich zu verstehen gegeben. Jetzt ist mir das klar. Und es wird mir eine Warnung sein, daß mir das nicht wieder passiert."
„Das spürt man ja seit ein paar Tagen", bemerkt der Leutnant zufrieden. „Aber mußte es erst so weit kommen? Ich glaube, daß Ihnen diese Aussprache helfen wird, nun noch schneller voranzukommen. Das Zeug dazu haben Sie."
„Ich habe es mir vorgenommen", antwortet Peter. Ein flüchtiges Lächeln huscht um seine Mundwinkel.
Peter hat das Gefühl, daß ihm der Zugführer vertraut. Er ist entschlossen, dieses Vertrauen zu rechtfertigen.

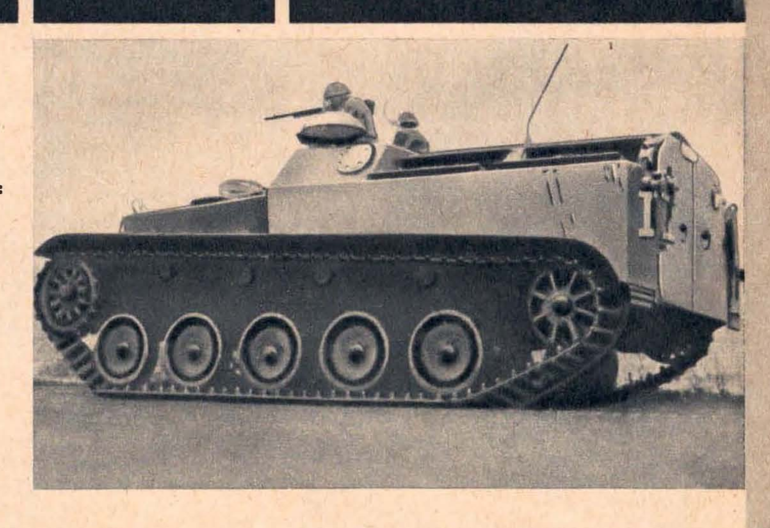
R. Dressel

ARMEE-RUNDSCHAU 5/1967

TYPENBLATT

NATO-PANZER SCHÜTZENPANZER

Schützenpanzer AMX VTP (Frankreich)



Taktisch-technische Daten:

Masse	12000 kg
Länge	5520 mm
Breite	2510 mm
Höhe	2170 mm
max. Geschwindigkeit	65 km/h (Straße)
Fahrbereich	370 km
Steigfähigkeit	60%
Kletterfähigkeit	650 mm
Überschreitfähigkeit	1900 mm
Watfähigkeit	550 mm
Motor	4-Takt-Otto, 250 PS
Bewaffnung	1 Fla-MG 7,5 mm, Typ M 52
Besatzung	1 Mann und 12 Schützen

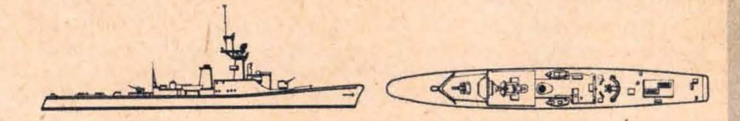
Der SPW ist seit 1956 als Mannschaftstransport- und Gefechtsfahrzeug in den Panzer- und mech. Divisionen der französischen Armee eingesetzt. Er ist relativ verwundbar, die Ein- und Ausstiegsluke ist an der Rückwand. Seitlich befinden sich je zwei Kampfluken.

ARMEE-RUNDSCHAU 5/1967

TYPENBLATT

NATO-SCHIFFE FREGATTEN

U-Abwehr-Fregatte Typ Restigouche (Kanada)



Taktisch-technische Daten:

Wasserverdrängung	
– Typenverdr.	2366 ts
– maximal	2900 ts
Länge	112 m
Breite	12,8 m
Tiefgang	4,1 m
Höchstgeschwindigkeit	28 sm/h
Antriebsanlage	Rädergetriebeturbinen, 30000 PS, 2 Schrauben
Bewaffnung	3 Doppellaf. 76 mm; 4 U-Abwehr-Torpedorohre; 2 Wasserbombenwerfer (dreirohrig)
Besatzung	246 Mann (Friedensstärke)



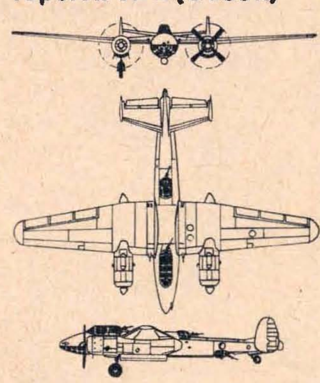
Die U-Abwehr-Fregatten dieses Typs werden in der kanadischen Flotte als Geleitzerstörer geführt. Die Schiffe sind den Bedingungen des Kernwaffeneinsatzes angepaßt. Ihre Ausrüstung und Bewaffnung wird den U-Abwehraufgaben gegen herkömmliche U-Boote gerecht.

ARMEE-RUNDSCHAU 5/1967

TYPENBLATT

WAFFEN DES ZWEITEN WELTKRIEGES

Bombenflugzeug Tupolew Tu-2 (UdSSR)





Taktisch-technische Daten:

Spannweite	18,86 m
Länge	13,30 m
Höhe	4,20 m
Startmasse max.	12800 kg
max. Geschwindigkeit	547 km/h
Gipfelhöhe	9500 m
Steigleistung	5000 m in 9,5 min
Reichweite	1400 . . . 2500 km
Triebwerk	2 Sternmotore AS 82 FN je 1540 oder 1850 PS
Bewaffnung	6 Masch.-Kanonen oder MG 2280 kg Bomben
Besatzung	5 Mann

Die Tu-2 wurde nach der Evakuierung der Flugzeugindustrie in Serie gebaut. Ihre überaus starke Verteidigungsbewaffnung sowie die Bomblast machten das Flugzeug zu einem kampfstarken Frontbomber, der auch bei den polnischen und tschechoslowakischen Fliegertruppen im Dienst stand. Eine Trainingsvariante mit anderer Bugverglasung wurde unter der Bezeichnung Tu-2 U gebaut.

ARMEE-RUNDSCHAU 5/1967

TYPENBLATT

WAFFEN DES SOZIALISTISCHEN LAGERS

Grabenbagger BTM (UdSSR)

Taktisch-technische Daten:

Masse	26500 kg
Länge	
– in Transportlage	7350 mm
– in Arbeitslage	10850 mm
Breite	3200 mm
Höhe (Transp.-Lage)	4300 mm
Arbeitsgeschwindigk.	
1. Gang	265 m/h
2. Gang	570 m/h
3. Gang	800 m/h
4. Gang	1120 m/h
max. Geschwindigk.	33,5 km/h
Motor	4-Takt-Diesel, 415 PS
Arbeitsgerät	Schaufelrad
Füllmenge je Schaufel	0,12 m³
Aushubtiefe	bis 1,5 m

Der Grabenbagger gehört zu den Pioniermaschinen für Erdarbeiten. Er ist aus dem schweren Kettenschlepper AT-T hervorgegangen und wird in den sozialistischen Armeen zum Ausheben von Schützen- und Verbindungsgräben eingesetzt.

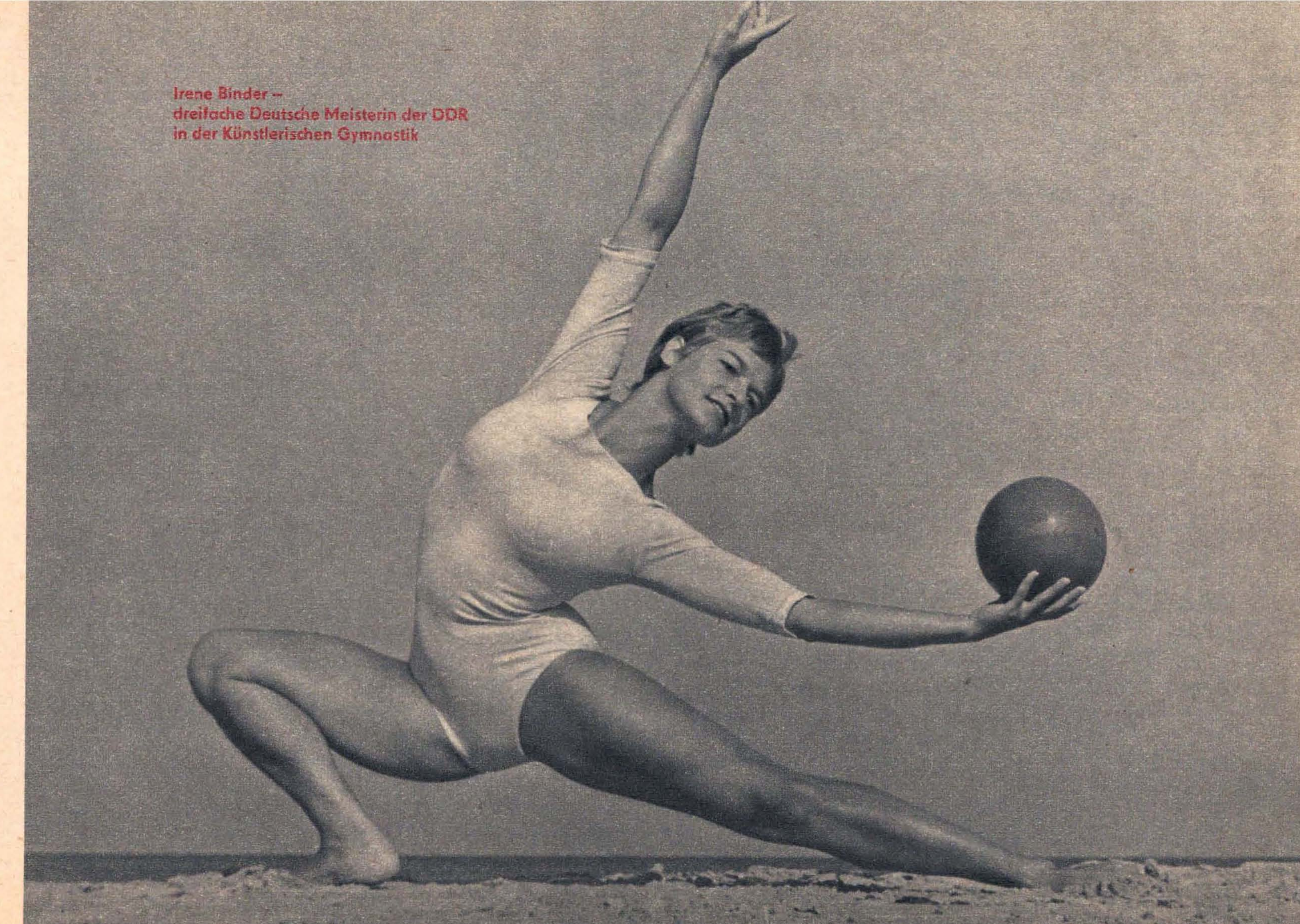


„VIELLEICHT MAG ER GAR KEINE TANZMUSIK –"



Kuriositäten kommen in jeder Kompanie vor. Humor versüßt das Leben. Gute Musik bereichert es. Wollen Sie in den Stunden Ihrer Freizeit darauf verzichten?
RFT-Rundfunkgeräte sind verläßliche Übermittler gehaltvoller Sendungen über Ätherwellen.
Vom Schlager-ABC bis zur Sinfonie, von der aktuell-politischen Information bis zum literarischen Hörspiel bereitet Ihnen RFT durch die vollendete Tonwiedergabe seiner Empfänger nie versiegende akustische Freuden.
Im Fachhandel für Rundfunk und Fernsehen können Sie sich über das Angebot informieren. Sie werden unverbindlich beraten und können sich Geräte vorführen lassen. RFT, das ist

QUALITÄT, DIE MAN HÖRT UND SIEHT!



Irene Binder –
dreifache Deutsche Meisterin der DDR
in der Künstlerischen Gymnastik

Der geheimnisvolle Mister Sawyer

V. P. Borovička

Vor zwei Stunden war der Luxusdampfer „Bremen“ aus Hamburg im New Yorker Hafen eingelaufen. Die Besatzung hatte freibekommen, und der Steward suchte sofort die deutsche Bar in einer Seitengasse in der Nähe des Hafens auf. Ein Mann mit einem Paket Zeitungen unter dem Arm betrat die Bar. „Hallo, Pop . . .!“ rief der Steward und erhob sich.

Der Angerufene trat an den Tisch, drückte fest die dargebotene Hand, und sie klopften sich gegenseitig auf die Schultern. Anscheinend kannten sie sich gut.

Die beiden Männer erzählten eine Weile leise miteinander, dann sprach nur noch der Mann, den der Steward Pop genannt hatte.

Um Viertel vor vier, genau dem Augenblick, als eine Marinekapelle durch die Straße marschierte, erhob sich der Steward und ging fort. Nun hatte er die Zeitungen unterm Arm. Er ging die Straße entlang wie jemand. der ungemein viel Zeit hat und nicht weiß, was er damit anfangen soll. Hinter der ersten Ecke aber beschleunigte er seine Schritte, schaute sich um, hielt das erste beste Taxi an und ließ sich zu seinem Schiff bringen. Dort verschwand er in seiner Kabine und war die ganze Zeit über, da die „Bremen“ in New York vor Anker lag, nicht mehr zu sehen.

Vierzehn Tage danach klopfte der Steward an die Tür einer Exportfirma in Hamburg. Die Sekretärin führte ihn in das prachtvoll eingerichtete Arbeitszimmer des Direktors, und er ließ sich bequem in einen der Klubsessel nieder, ohne zu warten, bis er dazu aufgefordert wurde.

Der Direktor trat ein.

„Nun, was ist?“ fragte dieser.

„Ich hab' es mit“, antwortete der Steward und überreichte dem elegant gekleideten Mann das Paket Zeitungen. „Sie werden zufrieden sein, Doktor. Ich habe außerdem noch ein Geschenk für Sie mitgebracht. Gewissermaßen eine kleine Überraschung.“ Der Steward stand auf, fingerte einen Augenblick in seiner Hosentasche herum und zog ein kleines Ding heraus. das aussah wie ein winziger Propeller oder ein Ventilator von ungewöhnlicher Form. Er legte es auf den Tisch und schaute seinen geschmackvoll gekleideten Gesprächspartner siegesbewußt an.

„Was soll das sein?“ fragte der Doktor. „Ein Teilchen aus einem Militärflugzeug. Etwas sehr Wichtiges“, antwortete der Steward. Es war ein guter Gedanke von Ihnen, Pop in diese Flugzeugfabrik zu schicken.“

Der Doktor lächelte geschmeichelt; aber Chefs von Spionageorganisationen können sich natürlich nicht in Details der Rüstungstechnik auskennen. Er wußte also mit dieser kleinen Luftschraube nichts anzufangen. Er übernahm die Informationen, die in den Zeitungen lagen und stellte erfreut fest, daß sie von Duquesne stammten. einem alten und bewährten Agenten, der schon viele Jahre in Amerika lebte. Einen Verbindungsoffizier schickte er mit diesem kleinen Propeller ins Luftfahrtministerium.

Der Steward vom Luxusdampfer „Bremen“ erschien einige Wochen danach erneut im Hamburger Büro der Canarisschen Abwehr. Er setzte sich wieder in den Sessel in des Doktors Büro und legte wieder einen überraschenden Fang auf den Konferenztisch. Er wartete eine Frage gar nicht erst ab und erklärte sofort:

„Das stammt von Pop, aber es hat ein anderer Deutscher besorgt. Er arbeitet in der gleichen Fabrik und ist Ingenieur.“

„Wie heißt er?“ fragte der Doktor.

„Pop nennt ihn Paul.“

„Was verlangt dieser Paul dafür?“

„Er will es für das Vaterland tun. Er will weitere Zeichnungen bringen und verlangt nichts dafür. Es sei eine Freude für ihn, wenn Berlin sie verwenden würde. Pop sagte, der Mann denke ständig an seine alte Heimat. Vielleicht hat er einen kleinen Tick . . .“

Der Doktor im eleganten Maßanzug aus dem ersten Schneideratelier. der die Rolle des Direktors einer Firma spielte, die mit Übersee Handel betrieb, war in Wirklichkeit Major im nazistischen Geheimdienst und Spezialist für das Gebiet der Vereinigten Staaten. Er hatte schon während des ersten Weltkrieges im Nachrichtendienst gearbeitet und besaß reiche Erfahrungen. Er kam mit Gaunern, Erpressern und Desperados zusammen, mit verzweifelten Menschen, denen alles gleichgültig war, aber auch mit Hochstaplern, die versuchten, aus Informationen, die sie sich vor zehn Minuten ausgedacht hatten, Kapital zu schlagen. Spione, die von einer so heiligen Begeisterung und Entschlossenheit besessen waren, für das Vaterland


Illustration: Karl Fischer

alles zu opfern, gab es nicht allzuviele. Ohne vorläufig einen bestimmten Plan zu haben, gab er dem Steward den Auftrag, die Beschaffung aller erreichbaren Zeichnungen, Berechnungen und Muster mit Paul zu vereinbaren. Insbesondere legte er ihm ans Herz, dem begeisterten Patrioten den Dank seiner alten Heimat und die Anerkennung des Führers zum Ausdruck zu bringen. Dann ließ er den Kurier rufen und schickte die Zeichnungen zum technischen Stab der Luftwaffe.

Die Antwort traf bereits nach einer Woche ein: Es handelte sich offenbar um eine kriegstechnische Neuerung und man sei an weiteren Unterlagen sehr interessiert.

Die Experten von der Luftwaffe wußten ihren Teil, und der Abwehroffizier wiederum wußte seinen Teil. Er wußte nämlich etwas, was sie nicht wußten. Der Paul in New York, der die wertvollen Zeichnungen an Pop übergeben hatte, kostete nämlich keinen Pfennig, da er aus Begeisterung und umsonst arbeitete. Da sich diese beiden Dinge nicht vereinbaren ließen, mußte in der Logik des Falles irgendwo eine Lücke klaffen. Ein Geheimdienstmajor kann sich in seinem Arbeitsbereich keine ungelösten Rätsel erlauben, und er nahm sich daher vor, bei seiner Reise in allernächster Zeit in die Vereinigten Staaten diesem begeisterten Patrioten Paul auf den Zahn zu fühlen.

Der Doktor traf sich mit einigen seiner Agenten, vor allem mit dem dortigen Senior des nazistischen Spionageberufs, dem Südafrikaner Frederic Joubert Duquesne. Er suchte jene deutsche Bar unweit des New Yorker Hafens auf. „Der Mann heißt gar nicht Paul", eröffnete ihm Pop. „Er ist Ingenieur in unserem Betrieb und heißt Hermann Lang."

Pop führte den Doktor zu Hermann Langs Wohnung, klingelte, das Dienstmädchen öffnete, dann trat der Herr des Hauses in salopper Hausjacke in Erscheinung, bat die Herren in den Salon, bot ihnen Whisky an, nahm ihnen gegenüber Platz und musterte den unbekannten Besucher über die Ränder seiner Nickelbrille hinweg.

Hermann Lang arbeitete in den Norden-Flugzeugwerken in einer Abteilung, in der Spezialgeräte für Bombenflugzeuge hergestellt wurden, das sogenannte Nordengerät. Es handelte sich um eine umwälzende Neuerung in der Technik des Bombenabwurfs aus Flugzeugen, und der Doktor ahnte schon nach den ersten Sätzen seines Gegenübers, daß die Lösung des Geheimnisses in Reichweite lag. Hermann Lang versprach nämlich ohne große Umschweife, daß er nach und nach alle Zeichnungen besorgen wolle. Er arbeite in einer Abteilung, in die früher oder später alle Konstruktionspläne gelangten.

Für den Doktor klangen Langs Worte wie das Märchen von der guten Fee, die mit einem Lächeln jeden Wunsch erfüllte. Der Doktor erklärte, daß das deutsche Volk Herrn Lang ewig dankbar sein werde, nahm die Rolle mit weiteren Zeichnungen an sich und küßte der gnädigen Frau die Hand.

Nach seiner Rückkehr nach Hamburg ging dann alles Schlag auf Schlag. Im Frühjahr 1938 brachte der Steward die letzten technischen Zeichnungen mit, der Doktor steckte sie in die Aktentasche und fuhr damit nach Berlin. Er ließ sich bei Admiral Canaris anmelden und legte ihm die Zeichnungen auf den Tisch.

Abwehrchef Canaris hatte seine Berater. Diese teilten ihm binnen kurzem mit, daß es sich tatsächlich um eine revolutionierende Erfindung handle, die in die Hände zu bekommen sich die Luftwaffe schon lange Zeit vergeblich bemühe, und die Experten im Luftfahrtministerium seien begeistert. Hermann Lang hatte dem Dritten Reich eine wertvolle Information geliefert. Das bestätigte auch der persönliche Berater Luftmarschall Görings, Udet, und der galt auf dem Gebiet der Fliegerei als Kapazität. Dann bekamen die Ingenieure in der dafür zuständigen Fabrik die Pläne in die Hände, und nun ging es hart auf hart. Es ging vor allem darum, den amerikanischen Vorsprung in der Produktion der Nordenschen Zieleinrichtung aufzuholen und die Fließbandproduktion dieses Gerätes so schnell wie möglich einzuführen. Den Deutschen aber fehlten die Erfahrungen. Diese aber hatte der brave Patriot Hermann Lang, der sich jenseits des Ozeans doch angeboten hatte, alles in seinen Kräften Stehende zu tun, um dem Dritten Reich zur Erringung der Weltherrschaft zu verhelfen.

„Holt Lang her, er hat die Produktion doch im kleinen Finger. Er ist bei Norden technischer Kontrolleur!"

Der Steward händigte ihm das Schreiben des Herrn Doktor aus. Zu Sommeranfang bestieg Hermann Lang gemeinsam mit seiner Frau Betty den deutschen Dampfer „Amerika" und betrat nach einer Woche in Cuxhaven den Boden des Großdeutschen Reiches. Sie wurden von einem Wagen und einem Offizier erwartet, der sie in ein gutes Hotel am Kurfürstendamm in Berlin brachte. Frau Betty konnte es sich bequem machen, während ihr Gatte indessen zum Luftfahrtministerium gefahren wurde, wo eine Gruppe Fachleute seiner harrte. Diese zeigten ihm die deutsche Version des Nordenschen Zielgeräts, das an Hand der entwendeten Zeichnungen gebaut worden war. Hermann Lang konnte auf seine Landsleute stolz sein. Sie hatten bewiesen, daß sie mit der amerikanischen Militärtechnik Schritt halten konnten.

Als man aus Hermann Lang alle Erfahrungen herausbekommen hatte, als er dann mit seiner Gattin von einem Besuch bei Verwandten nahe der tschechoslowakischen Grenze zurückgekehrt war und langsam an die Heimreise dachte, hatte man eine Überraschung für ihn bereit. Der Doktor teilte ihm mit, daß er auf Grund seiner Verdienste in Deutschland bleiben könne, eine Stelle und ein gutes Gehalt bekomme, der Staat für ihn sorgen würde, und er im Dritten Reich leben könne wie im Paradies.

Die Entscheidung darüber traf seine Frau. Sie erklärte nämlich, sie werde zurückkehren, und ihr Gatte nickte dazu. So kehrte Hermann Lang in die Vereinigten Staaten zurück und verschwand von der Bildfläche, anscheinend als Sieger der Geheimoperation Norden. Da hatte er aber noch keine Ahnung von der Existenz des geheimnisvollen Misters Sawyer.

Ende 1939 und Anfang 1940 war der Amerikaner deutscher Abstammung, Ingenieur William Sebold, Angestellter der Flugzeugwerke Consolidated Aircraft Works in San Diego in Kalifornien, zu Besuch bei seinen Eltern im Rheinland. Die Polizeidienststelle des Ortes bekam einen Wink, und in den Personalpapieren des Herrn Sebold wurde umgehend eine Unstimmigkeit festgestellt. Aber der Polizeichef des Ortes fühlte sich nicht kompetent genug, die Sache zu entscheiden, man setzte Ingenieur Sebold daher in einen Wagen und brachte ihn direkt ins Hamburger Büro der Canarisschen Abwehr. Dort wurde er nicht nur abgetastet, sondern auch gründlich bearbeitet.

Man versprach ihm goldene Berge, wenn er in Amerika für die nazistische Abwehr arbeiten würde. Begeistert sagte William Sebold zu. Auch er schien seine deutsche Abstammung nie vergessen und nur darauf gewartet zu haben, daß das Vaterland ihn rufe. William Sebold willigte also ein, kehrte in die Vereinigten Staaten zurück, und sein erster Weg war zum FBI. Er gab zu Protokoll, daß er in der Sendetechnik ausgebildet worden sei, daß er jetzt mit allen Kurzwellensendertypen umgehen, verschlüsseln und entschlüsseln könne und sich in der Mikrofotografie auskenne.

Die Deutschen hatten ihn über Italien geschleust und sich gedacht, das sei weniger auffällig, und ihm sicherheitshalber weder ein Sendegerät noch andere technische Hilfsmittel mitgegeben. Die Teile sollte er in Amerika nach und nach kaufen und an Hand einer Anleitung das Sendegerät selbst zusammenbauen.

Wer ihm helfen sollte? Ein gewisser Duquesne. Ein sehr erfahrener Agent. Der würde ihn auch mit den anderen bekannt machen, die ihm Informationen übergeben würden. Er habe sie nur zu chiffrieren und nach Deutschland weiterzugeben. Ansonsten brauche er sich um nichts zu kümmern, als ein nicht sehr auffälliges Technisches oder Projektionsbüro einzurichten, das Sendegerät zusammenzubauen und mit der Arbeit zu beginnen. Die Agenten würden sich von allein bei ihm melden.

William Sebold brauchte sich die Bestandteile für einen Sender gar nicht erst zu beschaffen. Das FBI stellte ihm das neueste Modell zur Verfügung. Schon nach wenigen Wochen konnte er seinen Chefs in Hamburg die Nachricht übermitteln, daß er gut angekommen sei, mit der Arbeit bereits begonnen habe und die Weisungen auf Mikrofilm gemäß Plan nach und nach weitergeben werde. Den Sender habe er in Centerport auf Long Island aufgestellt und dafür auch die amtliche Lizenz als Amateurfunker erhalten.

Die erste Sendung erfolgte bereits am 20. Mai um 7.50 Uhr, und Sebold war nicht einmal dabei. Das FBI hatte die Verbindung zum nazistischen Geheimdienst selbst aufgenommen. Ein Sonderstab produzierte Geheiminformationen, die

allerdings auch wirkliche und wertvolle Angaben enthielten, damit die Hamburger Zentrale das falsche Spiel nicht durchschaute. Und die Faschisten hatten Vertrauen. Diese fingierte funktelegrafische Verbindung wurde monatelang aufrechterhalten, und die Funker des Seboldschen Senders gaben gegen fünfhundert Meldungen durch. Den Beweis dafür, daß man in Hamburg auch nicht den Schimmer eines Verdachts hegte, lieferten die auf amerikanischem Boden arbeitenden Agenten der Nazis selbst. Sebolds Büro war für sie so anziehend wie für die Falter das Licht.

Das FBI hatte dem Ingenieur selbstverständlich auch geeignete Räumlichkeiten besorgt. Er hatte in der Zweiundvierzigsten Straße ein Zweigbüro der Ingenieurfirma Sawyer, und ehe es das FBI erlaubte, es offiziell zu übernehmen und feierlich zu eröffnen, waren Techniker des FBI um eine entsprechende Ausstattung besorgt. Der Besucher trat ein und stand oder saß direkt gegenüber einem Spiegel, in dem er sich zwar normal sehen konnte, der aber von der anderen Seite durchsichtig war wie ein Fenster. Dahinter arbeitete eine automatische Filmkamera und nahm jede Bewegung im Raum auf. Versteckte Mikrofone übertrugen die Gespräche auf Tonbandgeräte. Und damit auch zeitlich kein Irrtum entstand und die Fotos, Filme und Tonbänder vor Gericht als Belastungsmaterial dienen konnten, stand eine Uhr vor dem Kalender auf dem Tisch, die dann als Beweis für Tag und Stunde des Besuchers auf dem Bild des Spions zu sehen war.

Früher oder später würde jeder auf amerikanischem Boden eingesetzte Spion der Nazis das Büro des geheimnisvollen Misters Sawyer passieren. Und so klingelte im Jahre 1940 eines Tages auch Hermann Lang an der Tür mit dem Firmenschild SAWYER.

William Sebold hatte seine Rolle einstudiert. Die Bühne war sorgfältig vorbereitet, die Filmkamera und Fotoapparate waren eingestellt. Hermann Lang trat ins Rampenlicht, ohne daß er etwas davon ahnte. Es wurde ein Dialog geführt, der aufgenommen und beim späteren Gerichtsverfahren als Beweismaterial vorgespielt wurde. Sein Inhalt war ein klarer Schuldbeweis. Als Hermann Lang zu Sebold sagte, daß er in den Norden-Flugzeugwerken beschäftigt sei, fragte ihn der geheimnisvolle Mister Sawyer, ob das nicht etwa jenes Unternehmen sei, das die wundervolle Zieleinrichtung herstelle. Hermann Lang bejahte diese Frage, und Sebold schlug ihm vor, zu versuchen, die Pläne für die Herstellung dieses Gerätes doch für die deutsche Luftwaffe zu beschaffen.

„Aber die habe ich unseren Technikern in Hamburg doch schon längst übergeben . . .!" sagte darauf Hermann Lang mit einem selbstbewußten Lächeln und hatte damit seine Schuld zugegeben.

Mister Sawyer tat zum Schein verdutzt, blätterte in seinen Unterlagen und sagte, er habe zwar einen Vermerk über diese Aktion, ihn bei der herrschenden Arbeitsbelastung jedoch übersehen. Er dankte Lang für seine Mitarbeit und betonte erneut, der Führer werde seine Arbeit gewiß nach Verdienst schätzen, er möge vorläufig abwarten, bis er, Sawyer, von sich hören lasse. Sollte Lang allerdings etwas Neues haben, so solle er sofort damit kommen. Das Vaterland warte.

Auch das FBI wartete ab, und zwar nach dem taktischen Grundsatz, daß es besser sei, Spione zu lassen, von denen es wußte, als zu riskieren, daß an ihrer Stelle andere kamen, die es nicht kannte. Es ließ die nazistischen Spitzel frei herumlaufen und überwachte jeden ihrer Schritte. Als sich dann im Sommer herausstellte, daß die Vereinigten Staaten dem Krieg nicht würden ausweichen können, gab der Leiter des FBI, Edgar J. Hoover, die Anweisung zum Beginn der Maßnahmen.

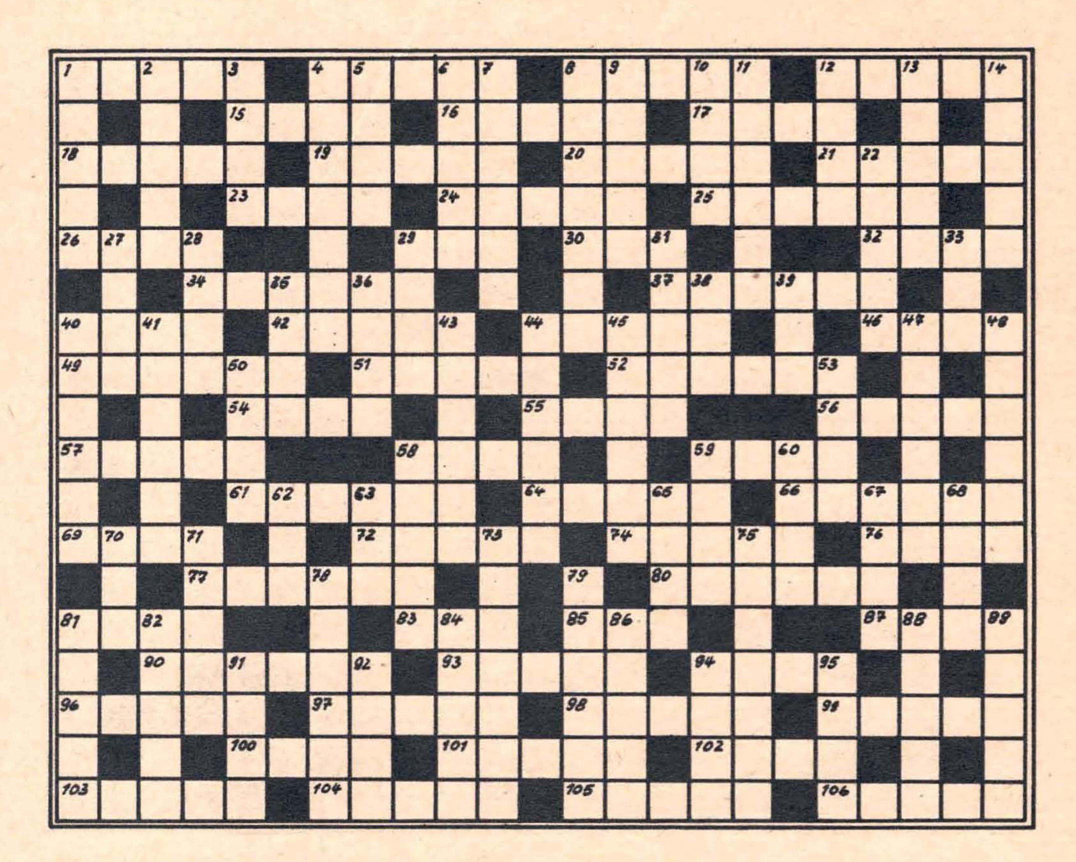
Am frühen Morgen des 13. August führten Mitarbeiter des FBI eine Großaktion gegen die nazistischen Agenten in den Vereinigten Staaten durch. Hermann Lang, der in seinem Wochenendhäuschen in der Nähe von New York verhaftet wurde, war einer von dreißig Spitzeln, die dank der Verdienste des geheimnisvollen Misters Sawyer hinter Schloß und Riegel kamen und vor Gericht gestellt wurden.

Vor Gericht trat Hermann Lang nicht mehr wie ein begeisterter Nazi und Held ohne Furcht und Tadel auf. Er versuchte auf jede nur mögliche Art und Weise aus seiner mißlichen Lage herauszukommen. Er spielte sogar auch eine Szene für die Gerichtspsychiater. Gefängnisaufseher fanden ihn eines Morgens in einem Zustand vor, der auffällig einer Bewußtlosigkeit glich. Lang wurde zur Untersuchung in das King's Hospital gebracht. Die Ärzte aber hielten den Dieb des Nordenschen Geheimnisses für voll zurechnungsfähig und verantwortlich für dieses Verbrechen.

So versuchte Lang eben eine andere Methode anzuwenden, die aus den späteren Gerichtsverfahren gegen die Hauptkriegsverbrecher vor dem Nürnberger Tribunal so gut bekannt war. Er behauptete, unter Druck gehandelt zu haben, und aus Furcht vor Repressalien habe er nicht anders handeln können. Er ahnte nämlich nicht, daß bei dem seinerzeitigen Besuch bei dem geheimnisvollen Mister Sawyer dieser bereits im Team des Gegners mitspielte und Beweise gegen ihn in Händen hatte. Als man ihm dann die Tonbandaufzeichnung seines Gesprächs mit William Sebold vorspielte, gab er seinen Widerstand auf. Ihm blieb ja auch nichts anderes übrig.

Lang wurde gemeinsam mit den übrigen Spionen zu vierzehn Jahren Zwangsarbeit verurteilt. Im Jahre 1950 erließ Präsident Truman, als freundliche Geste gegenüber dem neuen Staat der alten Nazis, eine Amnestie, unter die auch Hermann Langs Straftat fiel. Er wurde aus dem Gefängnis entlassen und fuhr an Bord eines Transporters der amerikanischen Marine nach Bremerhaven. Sein weiteres Ziel? Die Stadt Hof unweit der bayrisch-tschechoslowakischen Grenze. Dort lebten seine Verwandten, die er als von den Nazis gefeierter Wohltäter der Nation vor Jahren besucht hatte.

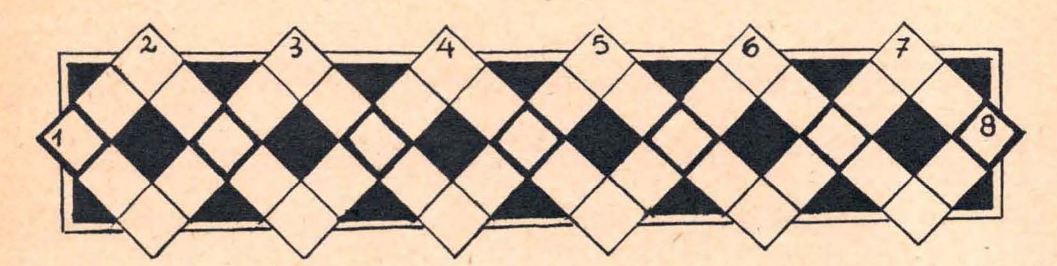




KREUZWORTRÄTSEL

Waagerecht: 1. Fußballspieler des FCV, 4. griech. Buchstabe, 8. russ. Erfrischungsgetränk, 12. Rohrverbindungsstück, 15. Titelgestalt einer Oper von Borodin, 16. weibl. Vorname, 17. jugosl. Staatsmann, 18. Spur beim Schilauf, 19. Organ der Kletterpflanze, 20. russ.-sowj. Schriftstellerin („Fast drei Jahre. Leningrader Tagebuch"(, 21. Teil des Flugzeugfahrwerks, 23. sprachl. Äußerung des Menschen, 24. Tagesabschnitt, 25. ältester Gelehrter eines Faches, 26. Gleichstromspeicher, 29. Nebenfluß der Wolga, 30. gallertartige Masse, 32. Lachsfisch, 34. Gestalt aus der „Dreigroschenoper", 37. Insekt, 40. russ. Mädchenname, 42. Stadt im Harz, 44. Ruf zur Bereitschaft, 46. Marschpause, 49. indones. Insel, 51. griech. Kykladeninsel, 52. Drama von Goethe, 54. Matrose mit bestimmten Tätigkeitsbereich, 55. gekörntes Stärkemehl, 56. sowj. Kurort am Schwarzen Meer, 57. ind. Währung, 58. Hauptstadt einer Sowjetrepublik, 59. Staat in Vorderasien, 61. Verpflegungssatz, 64. Gebirge in Südamerika, 66. Kraftfahrzeug-Unterstellraum, 69. Verbindungsbolzen, 72. Teil des Kopfes, 74. Baumfrucht, 76. engl. Schulstadt, 77. Eintrittsgeld, 80. nordamerik. Staat, 81. Destillationsprodukt, 83. Meeressäugetier, 85. Lebensbund, 87. Bindungsmittel, 90. Einkommen, 93. Angehöriger einer europ. Völkergruppe, 94. höchster griech. Gott, 96. Stadt in Japan, 97. Stadt in Mittelgriechenland, 98. Land in Afrika, 99. Spielkarte, 100. schott. Insel, 101. deutscher Astronom (1791–1865), 102. Staat der USA, 103. Schiffsführer, 104. Kurort im Harz, 105. weibl. Vorname, 106. Antreteordnung.

Senkrecht: 1. sowj. PKW, 2. Reiseboot der Eskimos, 3. Hauptstadt einer Sowjetrepublik, 4. Autor des Romans „Die dritte Kugel", 5. mongol. Viehhirt, 6. meerkatzenartiger Affe, 7. Name des Storches, 8. Läutewerk, 9. Turnübung, 10. engl. MPi, 11. Schallerzeuger, 12. Fruchtsaft, 13. Pflanzenwelt eines bestimmten Gebietes, 14. Komponist der Oper „Dantons Tod", 22. Schwimmer des ASK Rostock, 27. Gewichtseinheit, 28. Stadt in der Ukrain. SSR, 29. Pariser Flughafen, 31. Musikstück, 33. Lotterieanteil, 35. altgriech. Philosophenschule, 36. engl.: Osten, 38. Höhepunkt der Neuererarbeit (Abk.), 39. Nebenfluß der Donau, 40. Märchenepos von Wieland, 41. militär. Einheit, 43. Oper von Verdi, 44. Stadt in Ägypten, 45. Schutz, Schild, 47. Vulkangruppe an der sowj.-türk.-iran. Grenze, 48. Autor des Romans „Das Totenschiff", 50. Stadt in Ungarn, 53. Quellsee des Blauen Nil, 58. bulgar. Dichter und Nationalheld, 59. Ureinwohner Perus, 60. Stadt in Indien, 62. Werkzeug, 63. Nebenfluß der Aller, 65. Strafstoß beim Fußballspiel, 67. altspan. Münze, 68. asiat. Wüste, 70. europ. Inselbewohner, 71. Fluß zum Kasp. Meer, 73. franz. Schriftsteller, 75. imperial. Staatenbündnis während des ersten Weltkrieges, 78. Sternfahrt für Motorfahrzeuge, 79. Organisator der bulgar. dem. nat. Befreiungsbewegung (1861–1900), 81. Rätselzeitschrift der DDR, 82. brachliegendes Grasland, 84. Erdteil, 86. Entgelt der Seeleute, 88. Salzsee im Raum Wolgograd, 89. Erfinder des Funktelegraphen, 91. Nagetier, 92. altchines. Münze, 94. Einfriedung, 95. Bezirk der DDR.



KREUZBAND

Von der Zahl nach rechts unten: 1. Getränk, 2. Musikinstrument, 3. ind. Währungseinheit, 4. Bad auf Rügen, 5. ASK-Eishockeyspieler, 6. Stoff für Arbeitskleidung, 7. Organ des Warschauer Vertrages.
Von der Zahl nach links unten: 2. poln. Luftfahrtgesellschaft, 3. Fischfanggerät, 4. Stadtkommandant von Berlin, 5. skandin. Währung, 6. griech. Buchstabe, 7. Turnerabteilung, 8. Meeressäugetier.
Die stark umrandeten Mittelfelder ergeben den Namen eines sowjetischen Flugzeugkonstrukteurs.

SILBENRÄTSEL

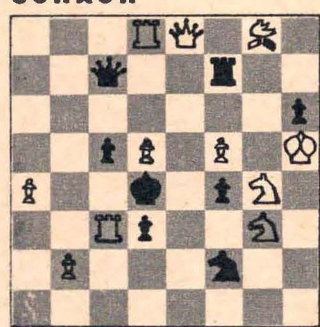
a – ar – be – da – ding – do – don – eg – fahrt – füch – ge – gon – him – ho – ja – jok – ka – ken – ko – kom – las – lon – man – mee – mels – mo – mont – ne – nel – now – o – o – por – re – ron – ru – rund – schau – se – si – ta – tin – wed

Aus vorstehenden Silben sind 14 Wörter zu bilden. Bei richtiger Lösung ergeben die Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, den Namen eines deutschen Schriftstellers und Friedenskämpfers.
1. Autor des Romans „Ein Dutzend und zwei", 2. sowj. polit.-literar. Zeitschrift, 3. Titel eines Romans von Weiskopf, 4. Zeitschrift des Deutschen Militärverlages, 5. chilen. kommun. Schriftsteller, 6. Autorin des Romans „Von ganzem Herzen", 7. Drama von Goethe, 8. sowj. Schriftsteller, 9. Roman von Strittmatter, 10. literar. und journalist. Genre, 11. Roman von Schreyer, 12. amerik. sozial. Schriftsteller, 13. Märchenepos von Wieland, 14. Pseud. der Jugendbuchautorin Grete Weiskopf.

ZUM RECHNEN

Von 3 Beobachtungsstationen A, B und C wurde ein lagernder feindlicher Trupp D entdeckt.
Die Beobachtungsstationen lassen sich zu einem gedachten Dreieck verbinden, dessen Seitenlängen und Winkel bekannt sind.
Auf jeder Beobachtungsstation wurde der Winkel zwischen den Richtungen zum feindlichen Trupp und zu einer Nachbarstation gemessen.
Die gemessenen Werte teilten die Beobachter der Kommandostelle mit. Nach der Auswertung stellte man überraschend fest, daß die Entfernungen von den Stationen A, B und C zum feindlichen Trupp D gleich sind.
Uns sei nur der Winkel in A zwischen den Richtungen nach B und C bekannt mit $\alpha = 53°10'$ sowie die Entfernung BC mit 3201,6 m.
Wieviel m betragen die Entfernungen von D nach A, B und C?

SCHACH



Matt in zwei Zügen

AUFLÖSUNGEN AUS HEFT 4/1967

KREUZGITTER: Waagerecht: Mast (34), Anna (20), Orden (6), Rain (2), Takt (13), Taler (18), Aller (5), Inari (17), Leben (19), Osten (1), Benno (14), Aktie (8), Gent (24), Blut (28), Reise (33), Nana (9), Isar (29). – Senkrecht: Marie (16), Ton (4), Eddo (25), Antenne (27), Altai (23), Ill (3), Ara (15), Trent (12), Liebe (31), Los (22), Elektra (35), Ren (10), Organ (7), TAN (26), Nil (30), Otter (21), Iris (32), Bei (11).

SILBENKREUZWORTRÄTSEL: Waagerecht: 1. Lima, 3. Odessa, 5. Kemi, 7. Kaliber, 8. Gobi, 10. Kirow, 11. Meise, 12. Kimono, 13. Taster, 14. Terni, 15. Parabel, 16. Prora, 17. Titow, 18. Lena, 20. Rivera, 21. Degen, 22. Natrium, 23. Namur. – Senkrecht: 2. Makarow, 3. Obermeister, 4. Sago, 6. Milano, 9. Bikini, 13. Tabelle, 14. Terrarium, 15. Parade, 17. Tirana, 19. Nana.

RÄTSELKAMM: 1. Jurte, 2. Sulky, 3. Malta, 4. Rubin, 5. Indiz – José Marti.

SILBENRÄTSEL: 1. Champion, 2. Yperit, 3. Chassis, 4. Lenker, 5. Ogonjok, 6. Chlorkalk, 7. Rückborn, 8. Omnium, 9. Steher, 10. Stadion, 11. Paser, 12. Eulenspiegel, 13. Diamant, 14. Eschert, 15. Spikes, 16. Tandem, 17. Radball, 18. Elfmeter. – „Cyclo-Cross-Pedestre".

ZUM RECHNEN:

Q = benötigte Wärmemenge

m_E = Masse des Eises, m_H = Masse des Holzes (in kg)

$$Q = m_E \left[(c_E \cdot \Delta t_1) + (c_W \cdot \Delta t_2) + q_S\right]$$

$$= 10\,\text{kg} \left[\left(0{,}5\,\frac{\text{kcal}}{\text{kg}\cdot°\text{C}} \cdot 10°\text{C}\right) + \left(1\,\frac{\text{kcal}}{\text{kg}\cdot°\text{C}} \cdot 20°\text{C}\right) + \left(80\,\frac{\text{kcal}}{\text{kg}}\right)\right].$$

$$Q = 1050\,\text{kcal}$$

$$m_H = \frac{1050\,\text{kcal}\cdot\text{kg}}{3500\,\text{kcal}}$$

$$m_H = 0{,}3\,\text{kg}$$

FÜLLRÄTSEL: 1. Osten–Narbe, 2. Scala–Anton, 3. Thema–Adele, 4. Blatt–Tatze, 5. Hagel–Leben, 6. Agnes–Seine. Schlagbolzen

SCHACH: 1. La6! Kd5; 2. Dd3†! ed3:; 3. Lc4†, bzw. 1. . . . Sd5; 2. Te4:†! Ke4:; 3. Ld3† usw.

AR-INTERNATIONAL

Zum 90. Male begeht Rumänien am 9. Mai dieses Jahres den Tag der nationalen Unabhängigkeit.

●

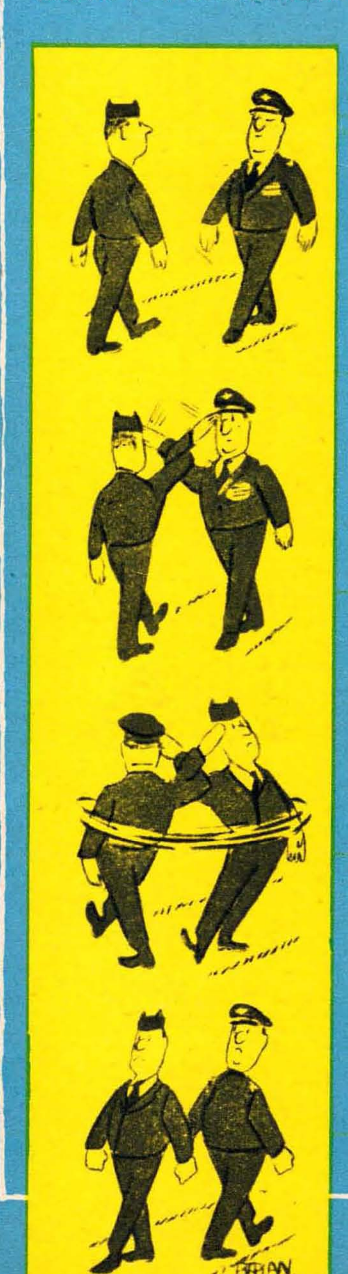
Die Verluste der amerikanischen Aggressionstruppen in Vietnam zeigen die Tendenz, sich den Verlusten unter den Söldnern des Saigoner Marionettenregimes allmählich anzunähern. In der Woche vom 12. bis zum 18. Februar 1967 übertrafen sie dieselben zum erstenmal seit Beginn des Krieges. Auf 110 tote Ky-Söldner kamen in den genannten Tagen 172 getötete Amerikaner. Im Jahre 1966 setzte die südvietnamesische Befreiungsarmee insgesamt 108 000 amerikanische Interventen außer Gefecht. Die Saigoner Truppen verloren durch Kräfte der FNL im gleichen Zeitraum 262 000 Soldaten und Offiziere.

●

Laut Angaben des Institute for Strategic Studies betragen die Verteidigungsausgaben der VAR durchschnittlich 23% des Staatshaushaltes, was fast 9% des jährlichen Nationaleinkommens entspricht. Diese verhältnismäßig hohen militärischen Ausgaben resultieren u. a. aus der aktiven Unterstützung, die die VAR der jungen Jemenitischen Republik gewährt.
Die Truppenstärke der regulären ägyptischen Streitkräfte beträgt etwa 180 000 Mann, einschließlich der im Jemen stationierten Einheiten. Hinzu kommen noch etwa 120 000 Freiwillige der Nationalgarde und Reservisten.



Soldatenhumor aus „verde olivo", „Sowjetski woin" und „československý voják".



WOHER KOMMEN DIE „ACHSELBÄNDER"?

Die Generale und Offiziere der Polnischen Volksarmee tragen an der Paradeuniform dicke, geflochtene Schnüre (polnisch „akselbanty" = Achselbänder). Der Ursprung dieser Tradition stammt wahrscheinlich aus dem Frankreich des 17. Jahrhunderts, in welchem die Angehörigen der königlichen Leibwache sowie das Hofgefolge solche Schnüre trugen.
In Polen wurden die Achselbänder im Laufe des 18. Jahrhunderts gebräuchlich und bürgerten sich als Zeichen der Zugehörigkeit zu den Stäben und zur Gendarmerie ein.
Generale, Stabsoffiziere, Offiziere der berittenen Garde und Adjutanten trugen nun von der rechten Schulter herabhängende Achselschnüre. Auch die Leichten Reiter durften derartige Zierschnüre tragen. Allerdings nach der Schlacht von Wagram nicht mehr auf der rechten Seite. Es wurden nämlich einige Regimenter der Leichten Reiter mit Lanzen ausgerüstet. Hatten die herunterhängenden Schnüre beim Kampf mit dem Säbel nicht weiter gestört, so verfingen sich jetzt die Lanzen beim Einlegen in die Armbeuge in den Achselbändern. Daraufhin wurden diese auf die linke Seite verbannt.



Heutzutage legen die Offiziere der Polnischen Volksarmee nur zu besonderen Anlässen Uniformen an, die mit Schnüren verziert sind. Und da bei ihnen keine Lanzen mehr in Gebrauch sind, durfte das Achselband auf die rechte Seite zurückkehren.

Janusz Szymański

FLAGGEN
DER SEEKRIEGSFLOTTE DER VOLKSREPUBLIK POLEN



Staatsflagge der Volksrepublik Polen



Seekriegsflagge



Gösch der Seekriegsflotte



Flagge des Oberbefehlshabers der Seekriegsflotte



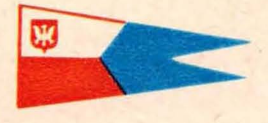
Flagge eines Admirals



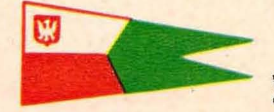
Flagge eines Vizeadmirals



Flagge eines Konteradmirals



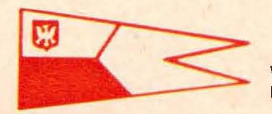
Wimpel eines Divisionsbefehlshabers



Wimpel eines Gruppenbefehlshabers



Wimpel eines Brigadekommandeurs



Wimpel eines Kapitäns zur See



HEFT 5
MAI 1967
PREIS MDN 1,-

„Armee-Rundschau", Magazin des Soldaten · Chefredakteur: Major Hansjürgen Usczeck · Anschrift der Redaktion: 1055 Berlin, Postschließfach 7986, Telefon: 53 07 61 · Auslandskorrespondenten: Oberst Alexander Federowitsch Malkow, Moskau; Oberst Nikolai Petrowitsch Korolkow, Moskau; Major Jiří Blecha, Prag; Major Janusz Szymański, Warschau; Oberstleutnant Jossif Schaulov, Sofia; Major Lasar Georgiev, Sofia; Hauptmann Rudolf Kutas, Budapest; Oberstleutnant Ion Nichifor, Bukarest · Liz.-Nr. 1513 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR · Herausgeber: Deutscher Militärverlag, 1055 Berlin, Postschließfach 6943 · Erscheint monatlich · Bestellungen bei der Deutschen Post · Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion · Für unverlangt eingesandte Unterlagen keine Gewähr · Alleinige Anzeigenannahme: DEWAG WERBUNG BERLIN, 102 Berlin, Rosenthaler Straße 28–31, und alle DEWAG-Betriebe und Zweigstellen in den Bezirken der DDR · Zur Zeit gültige Anzeigenpreisliste Nr. 4 · Gesamtherstellung: VEB INTERDRUCK III/18/97 · Gestaltung: Horst Scheffler.



Die Redaktion wurde am 1. 11. 1966 mit der „Verdienstmedaille der Nationalen Volksarmee" in Gold ausgezeichnet.

Redaktionsschluß dieses Heftes: 4. März 1967

Fotos: Gebauer (14) Titel, S. 48, 49, 50, 51, 89, Rücktitel; Orter (1) S. 3; John (1) S. 8; Klöppel (7) S. 13, 14, 15, 16, 17; Zentralbild (9) S. 21, 23, 26, 35, 64, 65, 66, 77, 78; Museum für deutsche Geschichte (1) S. 23; Militärbilddienst (8) S. 25, 27, 40, 41, 42, 81; Natusch (1) S. 27; Archiv (14) S. 32, 33, 34, 35, 36, 37, 71, 76, 80, 81, 92; DEFA/Blümel (1) S. 52; Weidt (1) S. 53; Flohr (1) S. 54; Schlage (4) S. 58, 59, 60; Klar (1) S. 59; Berndt (1) S. 61; Wolkow (1) S. 61; Ittenbach (1) S. 63; Baußat (1) S. 67; Hammer (1) S. 72; Dressel (1) S. 84.

TITELBILD: U-Jäger der Volksmarine

Vielen wird Regina Thoss durch ihre ausdrucksstarke Interpretation des Vietnam-Songs in der Armee-Filmschau Oktober 1966 bekannt sein.
Es geschieht nicht oft, daß man mit dem soeben erworbenen Berufsausweis als Schlagersängerin zu einem internationalen Festival delegiert wird. Dabei aber unter Bewerbern aus acht Ländern den Sieg zu erringen, spricht von beachtlichem Talent und Können.
Regina gelang es, sich beim Schlagerfestival der Ostseeländer 1966 mit dem Slow „Die erste Nacht am Meer" an die Spitze zu singen. Und diese „erste Nacht" in Rostock wird ihr nicht nur wegen des Sieges unvergeßlich sein, sie mußte auch zur Einstudierung des Wertungstitels genügen, denn Text und Noten wurden ihr erst 24 Stunden vor dem Ausscheid von den Autoren geliefert.



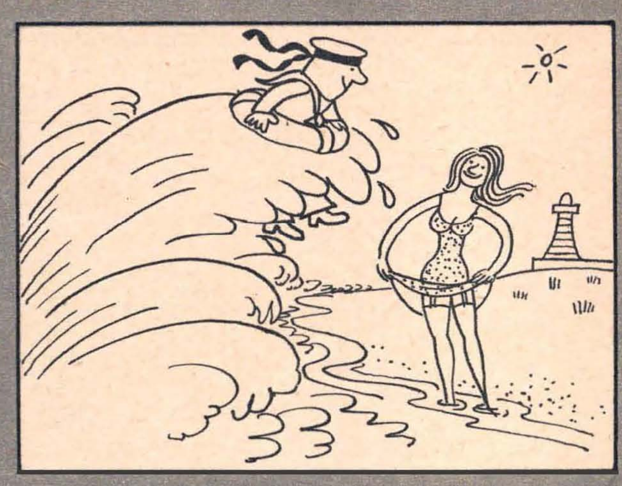


Regina Thoss

Regina begann zu singen, als sie Lesen und Schreiben lernte, gehörte dem Schulchor an und studierte bereits während der letzten Schuljahre bis zum Abitur Gesang. Im Ensemble „Jüngste Künstler von morgen" trug sie als Solistin Volkslieder vor, und im Club der Jungen Talente ihrer Heimatstadt Zwickau trat sie seit ihrem 14. Jahr mit Chansons und Schlagern auf.
Heinz Quermann holte sie von dort vors Mikrophon seiner „Herzklopfen-kostenlos"-Sendung. Regina debütierte mit dem Chanson „La Seine", hatte Erfolg und festigte ihn sogleich bei einer weiteren Fernsehsendung. Bald hörte man ihre Titel „Ein schöner Tag", „Der Himmel weint", „Nimm den Kuß als Souvenir", „Sag' es nur dem Silbermond" auf Schallplatte oder im Funk. Reginas Stimme, die weit über den Schlagergesang hinausgeht und von den Meistern des französischen Chansons inspiriert ist, ließ sie bei ihrem ersten DEFA-Kurzfilm „Chansons von der Spree" gleich zur Partnerin von Gisela May und Manfred Krug werden.
Ein Gastspiel und Fernsehaufnahmen in der VR Polen und die Teilnahme am Liederfestival der sozialistischen Länder, wo sie in Prag und Berlin die DDR vertrat, folgten. Noch steht Regina ganz am Beginn ihrer Laufbahn, aber gewiß werden sich zu den bereits erworbenen noch viele weitere Erfolge einstellen. *Helga Heine*



„Wasser? – Schwer zu erklären – jedenfalls eine Flüssigkeit, auf der sogar große Schiffe fahren können!"

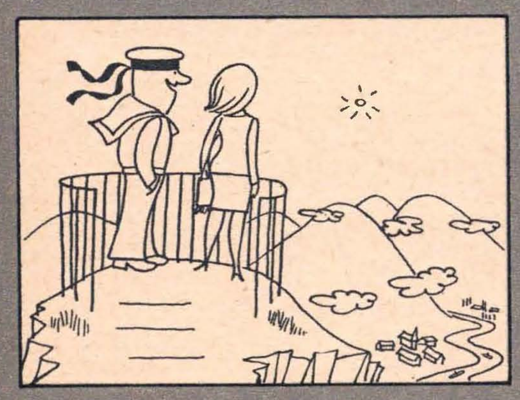


Landgang

Zeichnungen: Paul Klimpke



„Wasser!"



„Da sollten Sie erst mal die Wellenberge auf hoher See sehen!"



„Also gut, Du hast recht, es ist eine Insel!"

Index 31036

